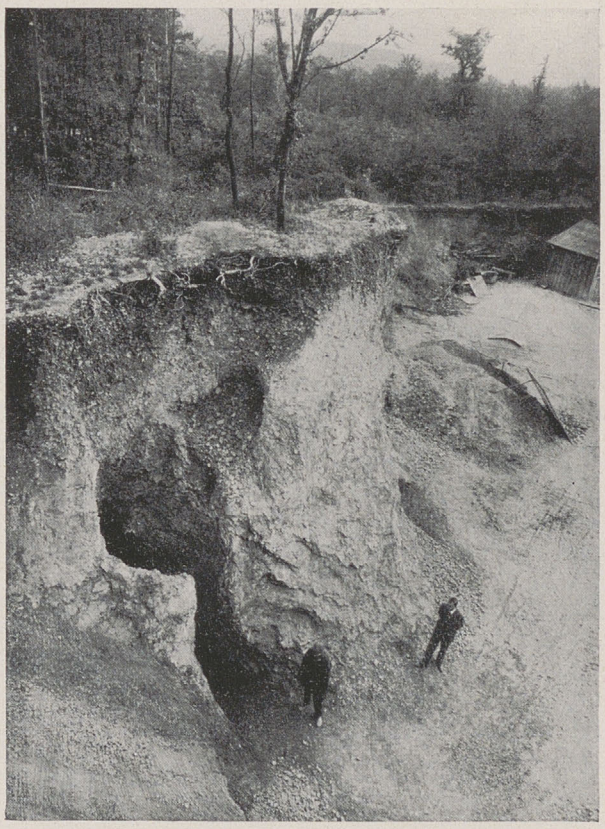
DER HELM VON NEGAU *mit dem ältesten germanischen Sprachdenkmal*

Eduard Beninger

Wie die Ostmark deutscher Volksboden wurde

Im Donauland unterscheiden wir in der Jüngeren Steinzeit zwei größere Kulturgruppen. Alteingesessen ist die sogenannte donauländische Kultur, über die sich etwa um 2000 v. d. Ztr. die nordische Kultur legt. Die donauländische, wie auch die nordische Kultur zerfallen in selbständige Untergruppen. Innerhalb der donauländischen Kultur ist in unserem Gebiet die linearkeramische älter als die mit bemalter Tonware. Obwohl wir das Eindringen der nordischen Kulturen in den Machtbereich der donauländischen mit der Ausbreitung der Indogermanen in Zusammenhang bringen, so können wir das Auftreten der nordischen Menschenrasse bereits in den donauländischen Kulturen feststellen; auffallenderweise stärker innerhalb der älteren Gruppe, nämlich in der Linearkeramik, während die Träger der Kultur mit bemalter Tonware überwiegend den zierlichen, langschädeligen Formen der „mediterranen" Rasse angehören. Wir müssen also damit rechnen, daß nordische Scharen schon ziemlich früh in unser Donauland vordrangen, aber hier die Bindung mit dem Mutterland rasch verloren haben, so daß schließlich nordisches Blut von den Trägern der Kultur mit bemalter Tonware rasch aufgesogen wurde. Erst mit dem Einzug der nordischen Kulturen im Ausgang der Jüngeren Steinzeit kommt mit dem nordischen Menschenschlag auch die kulturschaffende Kraft des indogermanischen Bauerntums in unser Gebiet, dem unser Volkstum die dauernden Geschenke des Ariertums verdankt.



FEUERSTEINBERGWERK der Jüngeren Steinzeit Antonshöhe, Gemeinde Mauer bei Wien

Dieser Ausgriff des indogermanischen Urvolkes hat sich sicherlich in mehreren Vorstößen und Volksschüben abgespielt. Diese einzeln voneinander abzusondern, ist noch keinesfalls geglückt und wir müssen uns vorläufig damit begnügen, einige wenige Untergruppen herauszustellen. Wir dürfen auch niemals vergessen, daß die einheimische donauländische Kultur nicht mit einem Schlag verschwand, sondern sich in bestimmten Ausprägungen ziemlich rein bis in die beginnende Bronzezeit halten konnte. Unser Gebiet erlebt am Ende der Jungsteinzeit nicht eine plumpe Besitzergreifung durch nordische Krieger, sondern das mannigfaltige Kräftespiel eines Kulturkampfes von weltgeschichtlicher Bedeutung.

Die älteste Einwanderung dürfte den Großsteingräberleuten zuzuschreiben sein. Ich verweise hier auf die drei Becher aus Retz in Niederösterreich, die seit 1889 bekannt sind. Eine Grabung an derselben Fundstelle im Jahre 1936 erbrachte den Nachweis, daß sie aus einer großen Siedlung stammen. Ein freigelegtes Haus von 7,70 m Länge und 5,50 m Breite lieferte neue, mit Furchenstich verzierte Becher, ferner große Trichterrandgefäße und Henkelkrüge. Die Grube war der Länge nach geteilt, die Tiefenlage der beiden Teile jedoch verschieden. Im nördlichen Teil, der eine Breite von 3,50 m aufwies, war der Raum 1,50 m tief eingelassen, während sich im südlichen Teil die Sohle steil zur Außenkante bis auf 2,80 m senkte, d. h. entlang einer Längsseite neigte sich der 2 m breite Boden gegen die senkrecht aufsteigende Außenwand des Hauses. Diese merkwürdige Gestaltung eines viereckigen, längsgeteilten Hauses ist übrigens auch bei Wohngruben der donauländischen Kultur im Burgenland nachgewiesen worden. Man wäre geneigt, diese Fundgruppe der Trichterbecherkultur ziemlich alt einzuschätzen, denn tatsächlich fanden sich in

dem Haus auch Scherben der donauländischen Kultur; aber andererseits sind auch Vorstufen von frühbronzezeitlichen Schalen im Fundzusammenhang vertreten, so daß eine genauere Zeitzuweisung doch noch auf Schwierigkeiten stößt und weitere umfassendere Grabungen voraussetzt.

Auch die Nordleute Thüringens, die Streitaxtleute, sind bei uns in reiner Ausprägung nachzuweisen. Der schönste Fund ist ein Grab von Wien XXI — Leopoldau. Der Tote war in einer Tiefe von 1,50 m mit dem Kopf nach Südwesten in Hockerstellung bestattet. Neben dem Kopf stand eine „Amphore" mit zylindrischem Hals von 24 cm Höhe; im Abraum fanden sich noch zwei Knochenstücke, verziert mit schachbrettartig zueinander gestellten Feldern, die mit gleichlaufend eingeschnittenen Linien ausschraffiert sind.

Diesen rein nordischen Fundgruppen stehen bei uns auch Formen gegenüber, die von einer ungestörten Entwicklung der donauländischen Kultur bis in die frühe Bronzezeit Zeugnis ablegen. Auf diese Belege wurde man erst in den letzten Jahren aufmerksam, da sie in Siedlungen auftreten, die bereits den Mischkulturen angehören, die sich aus der Vermengung nordischer und donauländischer Elemente gebildet haben, z. B. in Ossarn, Ger.-Bez. Herzogenburg und am Jennyberg, Gemeinde Mödling. Als Mischkulturen kommen vor allem die Jaispitzer, die Altheimer und schließlich die Badener Kultur in Betracht. Es empfiehlt sich nicht, alle im Donaugebiet auftretenden nordischen Mischkulturen mit dem Namen Badener Kultur zu behaften, sondern diese Bezeichnung auf die bekannte Tonware mit hochgezogenem Bandhenkel und Kannelierung zu beschränken. Diese wohl jüngste Ausformung der Völkervermischung bildet für große Gebiete die Grundlage der Bronzezeitkultur, ist doch ihre Fortdauer bis in die volle Metallzeit durch Fundbelege hinlänglich geklärt. Um so schwieriger ist jedoch ihre Ableitung und die Frage ihrer Entstehung.

Auch die Ossarner Kultur, deren Kenntnis wir einer großzügigen Grabung von J. Bayer verdanken, reicht bis in die volle Bronzezeit hinein. In der namengebenden Siedlung sind Formen vertreten, die mit der Badener Kultur nichts zu tun haben und zweifellos an die donauländische Kultur anschließen. Ich erwähne von hier das Auftreten großer Tonfässer mit Zapfen und rauhen Erhebungen auf der Innenwandung und mit einem von etwa vier Buckeln umgebenen Spundloch. Offenbar handelt es sich um Gärgefäße, bei denen das Gärgut durch die Innenzapfen verteilt und an den Wänden festgehalten wurde, damit dieses nicht von den Gärgasen durch das Spundloch herausgetrieben wird. In St. Andrä an der Traisen, Ger.-Bez. Herzogenburg, fand sich innerhalb einer Siedlung der Ossarner Kultur eine Grube von 1 m Durchmesser und ½ m Tiefe, die nichts anderes enthielt, als die Scherben eines faßähnlichen Gefäßes von 43 cm Höhe. Dieses Gefäß war jedoch kein Faß, denn eine Schmalwand wird durch einen eingesetzten, ebenen Bodengrund gebildet und die gegenüberliegende Schmalwand ist etwas aufgewölbt. Das Gefäß stand also zweifellos auf der den Boden bildenden Schmalwand. Das Loch befindet sich in etwa halber Gefäßhöhe und ist von vier derben Zapfen umgeben, die möglicherweise zur Befestigung eines vorgespannten oder aufgebundenen Verschlusses dienten. Die Innenwandung ist wohl rauh, besitzt aber keine abstehenden Zäpfchen, wie die Gärfässer. Der Ton zeigt die Zusammensetzung und Machart der Arbeiten der donauländischen Kultur. Ich bin überzeugt, daß das Gefäß aus St. Andrä als sogenannte Speicherurne in Verwendung stand, und es wäre nicht unmöglich, in ihr die älteste Form der Köhlerköten zu sehen. Jedenfalls gehören Speicherurnen und Gärfässer enge zusammen. Damit steht nun das Tönnchen von Sargstedt, Kr. Helmstedt aus der Rössener Kultur nicht mehr vereinzelt da. Wir haben außer der Speicherurne von St. Andrä zwei Gärfässer aus Ossarn und eines aus Göttweig. Alle Funde gehören der Ossarner Kultur an.

JUNGSTEINZEITLICHE TASSEN *mit Furchenstichverzierung, von Retz*

GEFÄSS UND VERZIERTE KNOCHEN aus einem jungsteinzeitlichen Skelettgrab Wien-Leopoldau

Vom Jennyberg sei hier auf ein 42 cm hohes, lichtbraunes Gefäß mit sechs aufragenden Tüllen auf der oberen Schulter verwiesen. Die ausgebauchte Wölbung ist von dichtgestellten, seichten Kanneluren durchzogen. Genau solche Tüllenbildungen sind in der ukrainischen Gruppe der bemalten jungsteinzeitlichen Kultur aus Schipenitz bekannt und es ist daher kein Zufall, daß auf dem Jennyberg echte Schultergefäße wie in Schipenitz auftreten. Tüllengefäße, jedoch in anderer Ausführung sind schließlich noch aus Ungarn (Tószeg A) und aus der Kleinen Walachei (Cloşani, Bez. Mehedinţi) in der Jüngeren Steinzeit zu belegen. Es ist auffallend, daß solche barocke Bildungen häufig in der illyrischen osthallstättischen Tonware auftreten und dazu stimmt, daß die Hauptträger der jungsteinzeitlichen Donaukultur mit bemalter Keramik rassenkundlich übereinstimmen mit denen aus dem östlichen Hallstattgebiet.

Die arischen Bauern gewinnen also ihren neuen Volksboden im Donauraum vielfach unter Wahrung der eingesessenen, aufbaufähigen Kräfte. Im 2. und 1. Jahrtausend v. d. Ztr. bilden sich mehrere indogermanische Einzelvölker heraus, die wohl nordisches Ahnenerbe in sich tragen, aber zum germanischen Volkstum in keiner engen Beziehung stehen. So sehen wir das Erwachsen der Illyrer und schließlich im 4. Jahrhundert das Eindringen der Kelten. Die Kelten kamen jedoch bereits unter den Druck sowohl der nach Süden vorstoßenden Germanen, als auch der Römer, die die Grenzen ihres Weltreiches über Oberitalien hinaus nach Gallien und ins Donauland vorschoben.

Die Quaden

Im Jahre 3 v. d. Ztr. oder kurz darauf stieß der römische Feldherr Domitius Ahenobarbus von Rätien aus ins Elbegebiet vor und errichtete an dem Strom einen Altar für Augustus. Dies war das Vorspiel zum späteren Klientelstaat der Hermunduren. Das Gebiet östlich der March, also die heutige Westslowakei, lernten die Römer durch einen Erkundigungszug des Vinicius kennen, der knapp vor 5 n. d. Ztr. anzusetzen ist. Diese beiden Aufklärungszüge bezweckten, die fremden Stämme kennenzulernen, mit ihnen zu verhandeln und sie womöglich in ein Vertragsverhältnis zu bringen. Sie begrenzten im Westen und Osten jenes Gebiet, welches Tacitus noch im Jahre 98 als die Stirnseite Germaniens, soweit sie nämlich durch die Donau gebildet wird, bezeichnet. Im Osten werden die Markomannen und Quaden genannt. Gegen ihren Führer Marbod zog Tiberius im Jahre 6 von Karnuntum aus zu Felde. Zum Losschlagen kam es jedoch nicht, denn im Rücken des römischen Heeres brach ein pannonisch-dalmatinischer Aufstand aus. Und als dieser knapp beendet wurde, erfocht Arminius im Teutoburger Walde den Sieg. Damit wird im Jahre 10 die Donau römische Reichsgrenze, d. h. in Mähren, im niederösterreichischen Weinviertel und im Gebiet zwischen den Kleinen Karpathen und der Waag bilden sich die ersten geschlossenen Germanensiedlungen. Die Reichsgrenze an der Donau hielt sich, abgesehen von vorübergehenden siegreichen Vorstößen der Germanen bis zum Jahre 395.

SPEICHERURNE der Jüngeren Steinzeit St. Andrä a. d. Traisen

Diesen Germanen verdankt also Österreich seine erste, wenn auch erst teilweise Einbeziehung in den gemeinsamen Lebensraum aller freien Germanen. Es handelt sich um den Stamm der Quaden, also um Westgermanen, die ihre angestammte Elbkultur, obwohl sie nach einem Umweg über die Maingegend einwanderten, ins Land brachten. Um 140 wird der Quadenstaat von den Römern anerkannt. Bereits um diese Zeit sind die Grenzen des Quadenlandes gesichert und auch in der Spätzeit nur geringfügig überschritten worden. Im Osten reichen sie bis zur Eipel, die Nordlinie in der Westslowakei zieht sich von Altsohl nach Trentschin und die Westgrenze wird vom Kamp gebildet. Die Nordgrenze in Mähren zu ziehen, bereitet noch einige Schwierig-

JUNGSTEINZEITLICHES TÜLLENGEFÄSS
Jennyberg b. Mödling

keiten. Jedenfalls haben wir quadische Funde im 2. Jahrhundert bis hinauf nach Katharein bei Troppau. Doch scheint es, daß die Quaden im 3. Jahrhundert Nordmähren als Siedlungsland verloren und anderen nachdringenden Swebenstämmen überließen.

Die Ereignisse der großen Markomannenkriege brachten keinen Kulturbruch im Quadenland. Das 3. Jahrhundert ist vielmehr die Zeit der politischen Freiheit und des erstarkten Bauerntums. Die Gelegenheit, im Quadenland Geschäfte zu machen, war für die Römer vorüber. Das ändert sich erst, wir wissen nicht warum, als Kaiser Karinus im Jahre 283 die Quaden wieder bekriegte. Die Folge war, daß die Quaden ihre militärischen Kräfte östlich der March in der Slowakei sammelten und

QUADISCHE LEICHENBRANDURNE *Mistelbach*

dort auch der Stützpunkt ihres kulturellen Lebens zu suchen ist. Die Quaden hielten Wacht in unserer Grenzmark gegen die Machtansprüche des allmählich einer rassenlosen Ausformung verfallenen Römerreiches. Aber schließlich teilten auch sie das Los so vieler Germanenstämme, deren innere Kraft durch die ständige Berührung mit der ausgehöhlten Antike gebrochen war: obwohl ihre Waffen siegreich blieben, erlagen sie den Ereignissen der Völkerwanderungszeit, als die Hunnen 375 in Europa einbrachen und 20 Jahre später die großen Römerlager Karnuntum und Vindobona in Brand aufgingen.

Goten, Rugier und Langobarden

In der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts durchziehen pontische Germanen, Alanen und Hunnen unser Donauland. Obwohl wir dieser Zeit reiche Grabfunde verdanken, spielt sie für die Folge besiedlungsgeschichtlich keine entscheidende Rolle. Den Bodenfunden nach kommen als Besiedler vor allem die Westgoten in Frage, doch haben wir im Viertel unter dem Wiener Wald möglicherweise auch mit Ostgoten (bis 470) oder mit Herulern (bis 505) zu rechnen. Es sei

QUADISCHE SIEDLUNGSKERAMIK d. 4. Jhdt.
Wien-Leopoldau

hier gleich erwähnt, daß wir Ostgoten später in Osttirol und Kärnten bis 555 kennen. In Nordwesttirol und Vorarlberg finden wir im 5. Jahrhundert die Alamannen. Steiermark lieferte bisher leider noch keine aufklärenden Funde. Nach dem Tode Attilas kamen im Jahre 455 die Rugier in den Besitz des nördlichen Niederösterreichs, während das Gebiet südlich der Donau zur römischen Provinz Ufernorikum gehörte. Über diese Verhältnisse sind wir gut unterrichtet, weil uns die Lebensbeschreibung des hl. Severin erhalten ist, der in Mautern an der Donau saß. Der Übergang des Provinziallandes südlich der Donau, in dessen Städten die Romanen im wesentlichen sich selbst überlassen waren, zur Germanenherrschaft hat sich jedenfalls friedlich abgespielt. Als die Rugier vom oströmischen Kaiser angestiftet wurden, in Italien einzubrechen, zerstörte der Germane Odoaker, der Herr Italiens, die rugische Herrschaft an der Donau, gab aber gleichzeitig die Provinz Ufernorikum endgültig auf.

Nun rückten die Langobarden in unser Land ein. Sie kamen aus dem Bardengau südlich von Hamburg und schoben sich die Elbe aufwärts durch Böhmen an die Donau vor. Dieser Germanenstamm war zu einer weltgeschichtlich bedeutenden Aufgabe berufen. Durch diese wehrhaften Bauern ist das elbgermanische Kolonisationswerk im Marchfeld und an der Donau zur Wirklichkeit geworden. Der schwebende Dauerzustand des römischen Weltreiches war nur mehr auf einer Gleichgewichtspolitik aufgebaut. Eine Mittelmeermacht mit so ausnehmend schmalem Stützpunkt wie Italien konnte der ostmitteleuropäischen Staatenwelt nicht dauernd die befriedigende Ordnung geben. Diese Aufgabe fiel dem Donauraum zu, bis dieser praktisch dazu reif wurde. Im Jahre 568 rückt der Großteil der Langobarden entlang des Ostrandes der Alpen über die Landschaft Krain und den Birnbaumer Wald nach Italien ein, wo sie ein germanisches Reich gründeten, das selbständig über 200 Jahre bestand. Das römische Weltreich, ein mechanisch zusammengesetzter Bundesstaat vieler Völker, war ohne Erschütterung eingeschlafen. Die neue Lebenskraft kam von den Germanen, die dem Abendland das Bauerntum wiedergegeben haben. Die nordische Rasse war nun wieder befähigt zu ordnen und zu herrschen. Inzwischen gelang es den Franken, den Rhein zur Grundlinie des Abendlandes zu gewinnen. Kaiser Karl erreichte, wenn auch unter schwerstem Zwang, vor 800 die politische Reichseinheit der germanischen Stämme der Franken, Bayern, Schwaben, Thüringer und Sachsen. Seit jener Zeit können wir von einer völkischen Geschlossenheit des Deutschtums sprechen. Dieses Bewußtsein völkischer Einheit war nun dazu berufen, das an die Slawen verlorengegangene Germanenland östlich der Elbe wieder zurückzuerobern.

Die erste deutsche Besiedlung

Die erste deutsche Besiedlung unseres Landes wurde vorbereitet und erleichtert einerseits durch die Mithilfe der seit der Völkerwanderungszeit sitzengebliebenen Reste der Germanenstämme, andererseits durch das Ausgreifen der Bayern. Diese schieben sich schon vor der Mitte des 6. Jahrhunderts friedlich von Regensburg längs der Donau bis gegen Wien vor und übernehmen auch den Schutz von Tirol. In der Zeit 570—590 erhielten die Slawen von den Byzantinern Kärnten und Steiermark zur Ansiedlung. Die ersten Kämpfe zwischen Bayern und Slawen wurden 592/593 bei Lienz ausgefochten. Anfangs sind die Slawen im Vordringen: in Niederösterreich bis zur Erlaf, in Oberösterreich bis zur Enns und in die südlichen Randgebirge, in Salzburg bis in den Lungau, in Tirol bis Lienz. Aber schon im ausgehenden 7. Jahrhundert sind das Gebiet bis zum Wiener Wald und die Gegend südlich von Steyr wieder in bayrischer Hand. In Kärnten besetzen die Langobarden um 630 von Italien aus das Gailtal und behaupten sich dort etwa 100 Jahre. Im 8. Jahrhundert sind in Kärnten deutsche Fürsten bezeugt. Die Annahme, daß in Niederösterreich während des 7. Jahrhunderts Awaren siedelten, ist völlig haltlos. Siedlungsgeschichtlich spielten die Awaren in unserem Gebiet eine verschwindende Rolle, denn alle bei uns gehobenen Awarenfunde stammen durchweg aus dem 8. Jahrhundert, die meisten sogar aus dem Ende des 8. Jahrhunderts, als sich der Entscheidungskampf zwischen Karl d. Gr. und dem Awarenreich vorbereitete. Schon um 750 sahen sich die Slawen von den Awaren bedroht. In den Alpengebieten verbinden sie sich daher mit den Bayern, unter deren Abhängigkeit sie dann ab 772 gerieten.

Wie der Name der Erlaf eine dauernde bayrische Besiedlung dieses Gebietes bezeugt, so haben wir auch andere Hinweise für eine ununterbrochene germanische Siedlungstätigkeit seit der Völkerwanderungszeit. In der Dietrichssage werden neben Rüdiger von Pöchlarn auch die Harlungen genannt; eine Harilungoburg lag an der Erlaf. Weiter erscheint ein Dietleib von Steyr, dessen Name sich also auf die Stadt Steyr bezieht. Auch Verbindungen zwischen Heime und Hainburg an der Donau, wie zwischen Wildeber und Eparesburg (des alten Namens für Mautern) ergeben sich. Die Überlieferungsform des Namens Raabs a. d. Thaya läßt den Schluß zu, daß hier im 9. Jahrhundert germanische Spuren nachweisbar seien. Die Raabser Gegend wird 903/906 auch mit „de Rugis" bezeichnet; die Beziehung auf die Rugier des 5. Jahrhunderts kann nicht

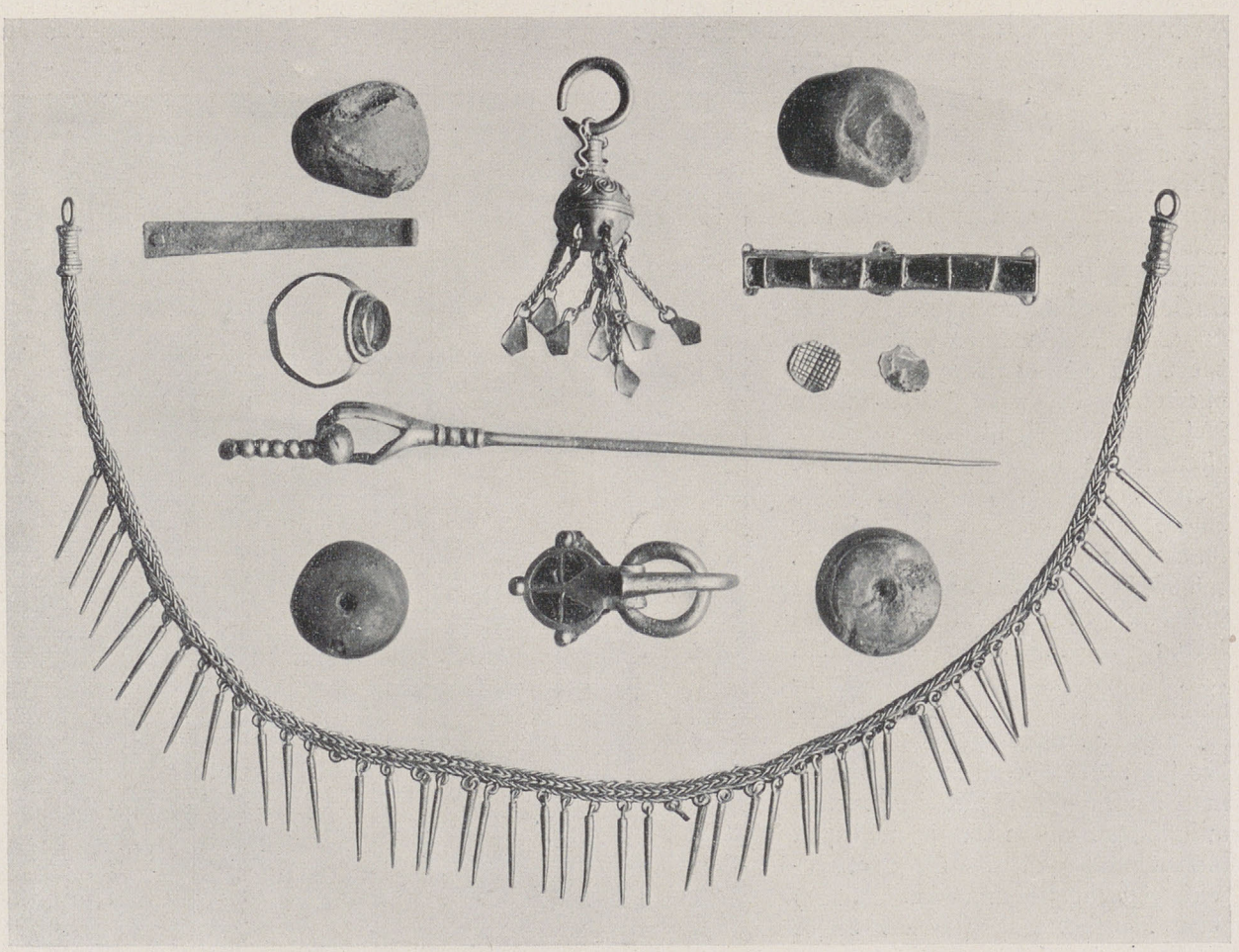
mehr geleugnet werden. Das 1056 bezeugte Laventenburch für Lundenburg setzt dort Deutsche voraus, die diese Namensform überliefert haben. Aber auch um Brünn und Olmütz haben wir mit einer germanischen, seit der Völkerwanderungszeit sitzengebliebenen Oberschicht zu rechnen.

Das waren die völkischen Gegebenheiten, als 791 Karl d. Gr. gegen die Awaren zog, die dann sein Sohn Pippin endgültig besiegte. Das Gräberfeld von Zillingtal, Bez. Eisenstadt im Burgenland ist auf jene Awaren zu beziehen, die nachher von den Franken angesiedelt wurden. Die Awarenzüge sind das erste gemeinsame Unternehmen der altdeutschen Stämme, die im Reich Karls d. Gr. geeinigt waren. Diesem Ziele diente also die Unterwerfung des mächtigen Bayernherzogs Tassilo (778), der auch in Niederösterreich (Herzogenburg) Stützpunkte besaß. An den Namen Tassilo knüpft sich das vielleicht älteste deutsche Kunstdenkmal, ein 26,8 cm hoher Kelch, den der Bayernherzog dem Kloster Kremsmünster stiftete.

Es wäre durchaus verfehlt, unser Deutschtum erst auf die karlingische Kolonisation zu beziehen. Es war vor allem Bayern als das Markland des fränkischen Reiches, das die vorhandenen Kräfte zu neuem Leben erweckte.

Eine Burg Karls im Leithagebirge

Vielfach wird angenommen, daß die Anfänge deutschen Lebens in der bayrischen Mark Karls dem Ansturm der Madjaren 905—907 erliegen und nur wenige Siedlungen am Rande des Wiener Beckens und im mittleren Burgenland die schwere Zeit überdauern. So kam man zur völlig falschen Meinung, daß deutsches Leben an der Leitha und am Alpenostrand erst aufblühten, als die inzwischen zum Christentum bekehrten Ungarkönige deutsche Bauern und Handwerker als Gäste ins Land riefen. Mit Staunen liest man immer wieder, daß das nördliche Burgenland in der Zeit vom 9. Jahrhundert bis zum 12. Jahrhundert eine spärlich besiedelte Einöde gewesen sei. Diesen Vorstellungen, die mehrfach jähe Abschlüsse und unvermittelt neue Anfänge im Ablauf der Geschichte sehen, setzt die neuere Geschichtsforschung eine Vorstellung von zäher, geschlossener Entwicklung entgegen, die zwar öfters behindert und beeinflußt, doch nie ganz abbricht. Ist doch



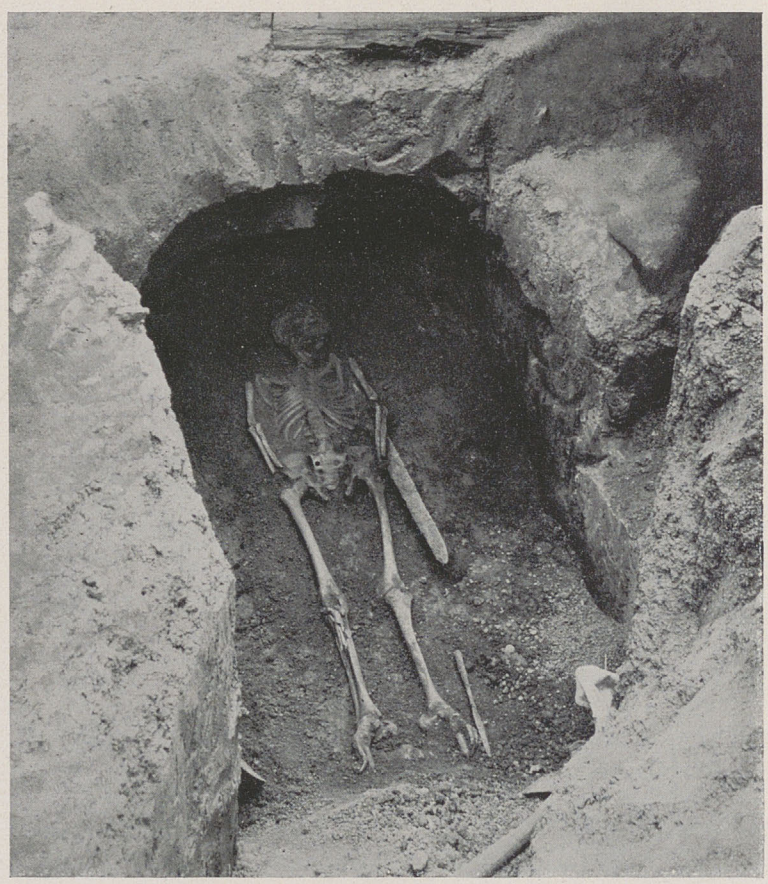
SCHMUCKSTÜCKE AUS DEM GOTISCHEN FÜRSTENGRAB (um 400) von Untersiebenbrunn

WESTGOTISCHES GEFÄSS, 1. Hälfte d. 5. Jhdt. Pulkau

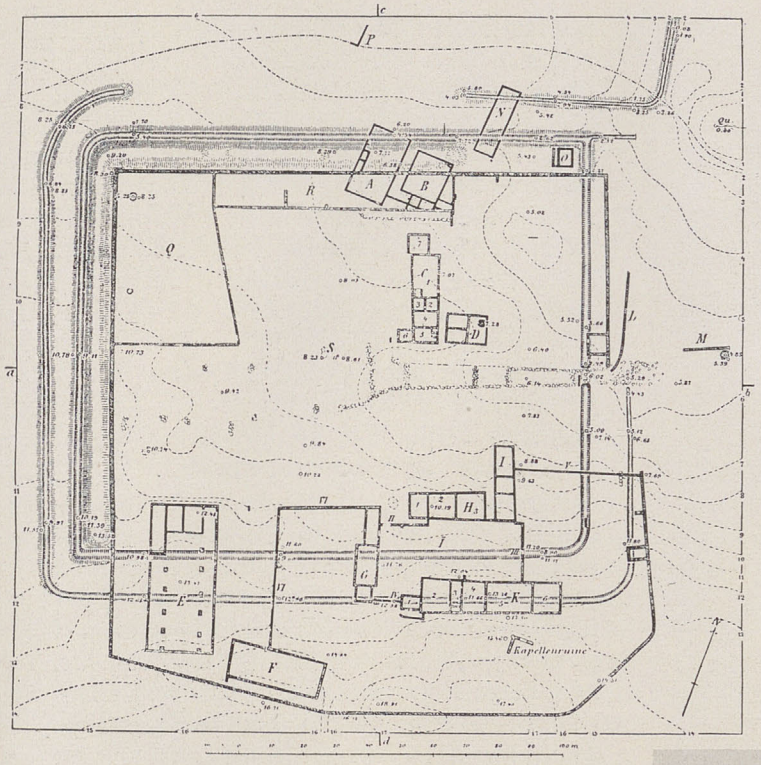
der Träger der Geschicke in unseren fruchtbaren, seit ältesten Zeiten dicht besiedelten Gegenden der Bauernstand, der beharrlich und unerschütterlich an der Scholle haftet. Den besten Beleg für die Weiterführung alter Siedlungstätigkeit erbringt uns die erst jetzt ermöglichte richtige Deutung der schon 1903 durchgeführten Grabung im Schanzwerk „Das öde Kloster", einer Kapellenruine südlich des Zisterzienserguthofes „Königshof" in der Gemeinde Kaisersteinbruch (Burgenland), wenige Kilometer westlich von Bruck a. d. L., gegenüber der niederösterreichischen Ortschaft Wilfleinsdorf.

Während der neue Stiftshof am Fuße des Gebirges, nahe dem Leithaufer, liegt, findet sich der alte „Königshof" auf einem Hügelausläufer des Leithagebirges. Die Urkunde, mit der im Jahre 1203 der ungarische König Emerich dieses Gut der Abtei Heiligenkreuz in Niederösterreich „für ewige Zeiten in den Besitz übertrug", ist noch erhalten. Man nahm demnach an, daß der Name Königshof zu Ehren dieses Ungarkönigs gewählt sei. Heute können wir diesen Irrtum berichtigen.

Auf der Suche nach der in der spätrömischen Straßenkarte, der sog. tabula Peutingeriana erwähnten Straßenstation „ulmo" (beim Ulmenbaum) stieß Max Groller von Mildensee auf das viereckige Schanzwerk, das sich unter Wiesen und Buschwerk noch deutlich abhob und in Ausmaß und Anlage einem römischen Kastell recht ähnlich schien. Sein ausgezeichneter Ausgrabungsplan (S. 137) zeigt deutlich, daß sich an dieser Stelle drei Siedlungsschichten abheben lassen. Römische Münzen, Steine und Geräte fanden sich in der Anlage A, B, N, P, einem größeren Gebäude mit unterirdischen Heizanlagen, Mittelhof und mehreren Nebengebäuden, wie dies für römische Gutshöfe kennzeichnend und in unseren Gegenden hinlänglich bekannt ist. Diese Niederlassung wurde später abgebrochen und quer hindurch, ohne Rücksicht auf die alte Anlage wurde ein viereckiges, mit Wall und Graben umgebens Erdkastell gebaut, das Groller als das eigentliche Kastell „ulmus" ansprach. Wieder später wurde dieses viereckige Erdkastell in Stein umgebaut, mit steinerner Umfassungsmauer, die sich größtenteils dem alten Erdwall anschloß, umgeben und mit zahlreichen steinernen Gebäuden im Innern der Umfassungsmauer ausgestattet. Groller nahm an, daß es sich um einen spätrömischen Umbau handle. Bald erhoben sich Bedenken, da die Annahme, „ulmo" sei ein Kastell gewesen, durch nichts begründet sei. Für eine Straßenstation an dieser militärisch kaum wichtigen Stelle hätten einige Gebäude mit Unterkunftsmöglichkeit und Stallungen für einen Pferdewechsel voll genügt. Dazu kommt heute die Kenntnis des Zeitansatzes der von Groller ausgegrabenen Scherben. Die dritte Ansiedlung beim „Öden Kloster" deckt sich zweifellos mit jenem Zisterzienserkloster, das an



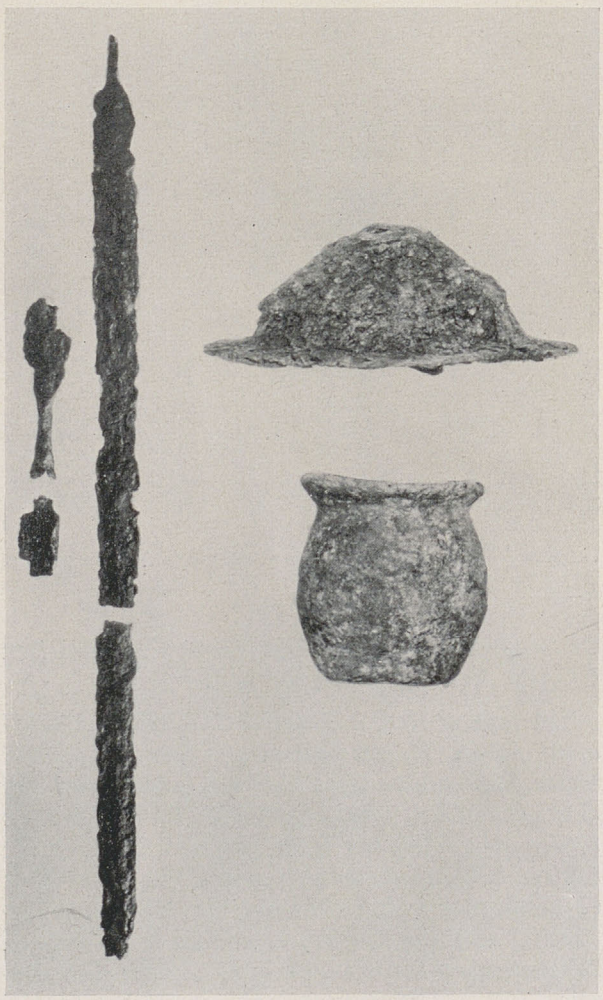
LANGOBARDENGRAB, Ende d. 6. Jhdt. Nikitsch, Burgenland



DER „KÖNIGSHOF" im Leithagebirge

dieser Stelle vom Jahre 1203 bis zur Türkenbelagerung um 1528 stand. Wir erkennen auf dem Plan nun deutlich den Grundriß der dreischiffigen, großen Klosterkirche E, wir sehen innerhalb der Klostermauern das Wohnhaus der Brüder C, D, das Wirtschaftsgebäude R, das abgegrenzte Gärtlein Q, wir vermuten auch eine, wohl zuletzt in Kriegsgefahr errichtete, gegen Südosten vorgeschobene Bastion K, in deren Schutt sich Reste von regelrechten Schießscharten fanden.

Steht so der alte römische Gutshof und das mittelalterliche Kloster klar vor unseren Augen, so erhebt sich nun die Frage nach der Deutung der mittleren Siedlungsschicht, dem „alten Erdkastell" Grollers, das über den Trümmern des Römergutshofes, ohne Rücksicht auf dessen ursprüngliche Planung errichtet, später zum Klosterhof in Stein ausgebaut wurde. Auch hier hat Groller durch sorgfältige Ergrabung und Aufzeichnung aller Einzelheiten nach Form und Maßen, Wall- und Grabendurchschnitten, Ecktürmen und Grundrissen einfacher kleiner Hütten alle Vorarbeit geleistet, die jetzt eine sichere Deutung ermöglichen. Daß vor 700 Jahren die Klostersiedlung den Namen Königshof führte, ist kein Zufall. Königshöfe sind Festungswerke, die Kaiser Karl d. Gr. zum Schutze der Straßen im eroberten Lande nach ziemlich einheitlichem Grundplan anlegte. Sie wurden mit Grafen und Königsbauern besetzt und sollten Verpflegung und Unterkunft für den Kriegsfall bieten. In den letzten Jahrzehnten hat man in Niederdeutschland zwischen Rhein und Weser und zum Teil über letztere hinaus eine ganze Reihe solcher Königshöfe, die in den Sachsenkriegen Karls entstanden sind, genauer erforscht. Es sind „Befestigungen, die ganz römisch aussehen und deshalb auch lange für römisch galten" (C. Schuchhardt). Ein Viereck von 100 zu 100 oder 120 m umwallte den Hof; das Wallviereck beim Öden Kloster mißt 109 zu 130 m. Davor erstreckte sich eine weite Schanze für das durchmarschierende Heer; in unserem Fall finden wir die Zufahrt von M nach Westen zu. Unser Erdkastell hat auch bei O einen viereckigen Turm in der Nordostecke. Spitzgraben und Walldurchschnitt decken sich völlig hier und dort. Wie bei den Königshöfen in Hannover und Westfalen konnten auch innerhalb unseres Erdkastells nur



BEIGABEN AUS EINEM LANGOBARDENGRAB
der zweiten Hälfte d. 6. Jhdt. Mödling

GERMANISCHE SPANGE d. 7. Jhdt. Vorderseite — *Stasdorf bei Tulln*

kleine Hütten mit in den Boden eingetieften Stützpunkten festgestellt werden.

So steht es außer Zweifel, daß das Erdkastell beim Öden Kloster der eigentliche Königshof Karls d. Gr. ist. Die römische Straße, an der einst „ulmo" den Übergang über das Leithagebirge regelte, ein Stück der uralten Bernsteinstraße, die Ostsee und Adria schon in vorgeschichtlicher Zeit verband, mag wohl in der Karlingerzeit kaum verrückt weiterbestanden haben und an ihr, der alten Römerstraße, brachte der erste Einiger des germanischen Stammesgefüges eine in römischem Geist empfundene Lagerbefestigung an, wieder an der Stelle, wo ein römischer Gutshof in den Jahrhunderten der Völkerwanderung zur Ruine verfallen war. Derselbe Gedanke, der sich in den Sachsenkriegen bewährt hatte, sollte auch das den Awaren abgenommene Land sichern. Die Fortdauer des Namens Königshof beweist, daß an dieser Stelle in der Folgezeit deutsches Bauerntum nicht mehr völlig abriß. Schon unter den unmittelbaren Nachfolgern Karls wurden solche Königshöfe, die keine militärische Notwendigkeit mehr besaßen, vielfach der Kirche übergeben. Es ist nicht ausgeschlossen, daß dies auch mit unserem Königshof der Fall war und daß die Belehnung der Zisterzienser durch den Ungarkönig nur eine Neuordnung kirchlicher Besitzrechte an dieser, inzwischen dem Ungarreiche zugefallenen Örtlichkeit war.

Königshof ist nicht der einzige heute noch feststellbare Rest karlingischer Besiedlung am Leithagebirge. Wie dieses am Ostrand liegt am Westrand des Gebirges bei Leithaprodersdorf die verschollene Stadt „Wörth", etwa in der Gegend der weithin sichtbaren uralten Friedhofskapelle, die noch heute dem heiligen Stephan dem Märtyrer, einem Lieblingsheiligen der Karlingerzeit, geweiht ist. Das alte Stift von Kleinhöflein bei Eisenstadt war demselben Heiligen geweiht. Im Nachbarorte Großhöflein wird noch die heilige Radegundis, eine kennzeichnend fränkische Heilige verehrt. Ihr war vielleicht auch die ergiebige Quelle bei unserem Königshof geweiht, die heute „Runzenbrunn" genannt wird. Der Ortsname Purbach hat sicherlich nicht, wie vielfach angenommen wird, etwas mit „Burg-Bach" zu tun, sondern enthält wie „Peuerbach" und andere ähnliche Orte den Stammesnamen der bayrischen Besiedler; auch über Donnerskirchen ließe sich Ähnliches sagen.

Die Landnahme der Madjaren hat mit all ihren Verwüstungen die Zusammensetzung des deutschen Bauerntums hier am Leithagebirge kaum wesentlicher verändert, als es später die Türkenkriege taten. Auch V. Lebzelter, der bei seiner rassenkundlichen Übersichtsaufnahme des Burgenlandes über 4000 Personen aus über 40 Ortschaften untersuchte, kam zu dem Ergebnis, daß die deutsche Besiedlung des Alpenostrandes im Burgenland in ihren wesentlichen Teilen auf die Zeit vor der madjarischen Landnahme zurückgeht. Das ist eine Erkenntnis, die auf ganz anderem Wege dasselbe besagt, was man aus der Geschichte des Königshofes am Leithagebirge herauslesen kann.

Die neugegründete Ostmark

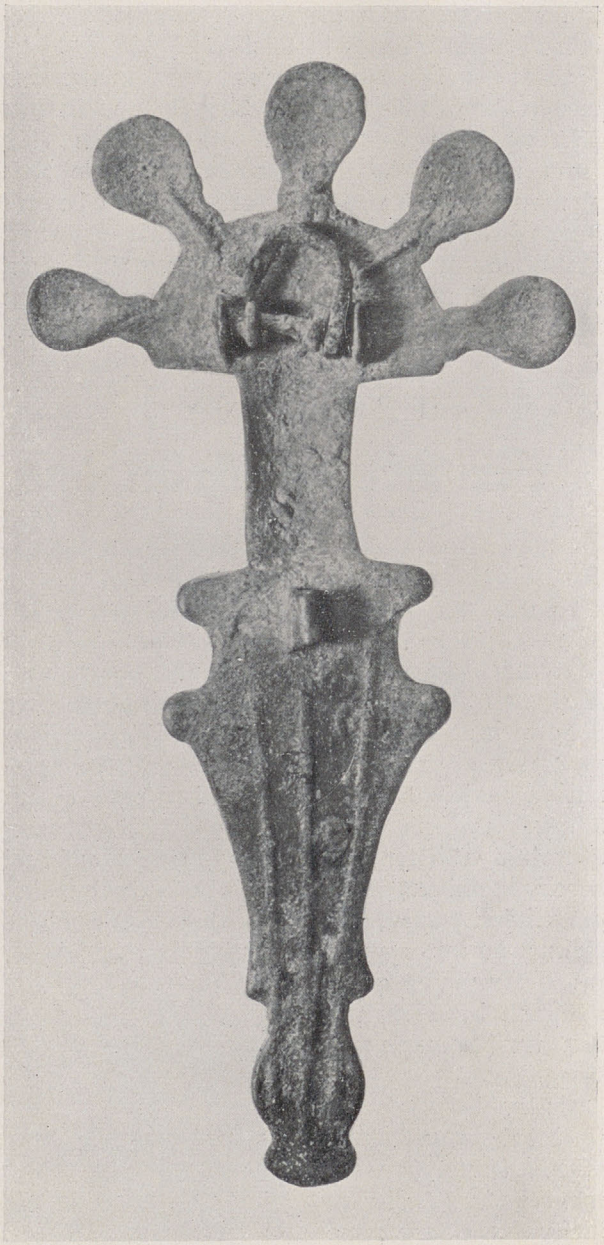
Wenn auch im 9. Jahrhundert in den Alpenländern noch deutsche Siedlungen entstanden, so lockten doch die besseren Bodenverhältnisse in Westungarn viel stärker. So kam es zu dem Zusammenstoß mit den asiatischen Reiterscharen der

Madjaren, die zum erstenmal geschichtlich greifbar werden, als sie knapp vor 830 im Steppengebiet zwischen Don und Dnjepr erscheinen. Bald darauf ziehen die Madjaren ins heutige Ungarn ein, wo erst 896 ihre eigentliche Landnahme erfolgt. In den Kämpfen zwischen Bayern und Madjaren wird 881 Wien (ad Weniam) bezeugt, wie überhaupt in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts an der Donau von der Enns abwärts bis nach Preßburg ein System von Burgen angelegt war. Diese Dorfsiedlungen, die einzige Form der Niederlassung bis ins 9. Jahrhundert, brachten eine stärkere Betonung des Ackerbaues, namentlich von Roggen und Hafer, im Gegensatz zur slawischen Hirse.

Der entscheidende Abschnitt der deutschen Kolonisation beginnt jedoch erst um 900 und endigt um 1200. Die Madjaren, die ihre Eroberungszüge bis Mitteldeutschland ausdehnten, wurden 933, 942 und schließlich 955 in der Schlacht auf dem Lechfelde bei Augsburg besiegt und zum schollengebundenen Bauernleben innerhalb der Grenzen Ungarns gezwungen. Die neugegründete Ostmark gelangte durch den deutschen König Otto I. an den bayrischen Grafen Burkhart, 976 werden die Babenberger die Markgrafen der Ostmark und 996 taucht zum ersten Male der Name Österreich (Ostarrichi) auf.

Seit dem 10. Jahrhundert tritt nun an die Stelle der bayrischen Herzöge die Tätigkeit des hochfreien Adels und der Klöster, bis schließlich im 12. Jahrhundert einzelne zu Fürstenrang erhobene Geschlechter durch umfassende Siedlungstätigkeit hervorragen. Für den durch den Ungarnsturm verlorengegangenen Boden mußte Ersatz gesucht werden. Deshalb wird bereits seit dem 10. Jahrhundert an Stelle der früheren Niederlassungen in Dörfern die Innensiedlung durch Anlegen von Einzelhöfen in Angriff genommen. Die Rechtsform bildete der Königsforst. Die Rodung des Waldes führte zu Lichtungen, Wiesen und Äckern. Damit ist eindeutig belegt, daß Rechtseinrichtungen des mittelalterlichen Deutschen Reiches wie der Forstbann die Entwicklung der Besiedlung in Österreich ebenso entscheidend gefördert haben wie in irgendeinem anderen Teile Deutschlands. Ferner sprechen einige Hinweise dafür, daß aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands Siedler im Südosten zusammenströmten, außer den Bayern vor allem Franken, Schwaben und Sachsen. In den Alpen gelangte im 12. Jahrhundert die Steiermark zur ersten politischen Landeseinheit.

In der folgenden Zeit bis zum 14. Jahrhundert brachten die Städte die letzte Entscheidung. Diese entstehen (mit Ausnahme der seit dem 9. Jahrhundert weiterbestehenden Burgenreihe an der Donau) in den Alpenländern als Schlußstein der deutschen Besiedlung. Da jedoch die Gerichtsmittelpunkte im 14. Jahrhundert von den Städten und Märkten in die Burgen verlegt und die Städte mit ihrer Gerichtsbarkeit vom Lande abgesondert wurden, behaupteten sich im slowenischen Krain und Untersteiermark wohl die Städte als Sprachinseln, konnten aber das umliegende Land nicht eindeutschen. Der Stillstand der Waldniederlegung und somit der Besiedlung war um 1300 erreicht. Das Hervortreten des Ritteradels und die Umstellung der Finanzen der Landesfürsten auf das Geldwesen waren einer wirksamen Siedlungstätigkeit hinderlich. Eine Ausnahme bildete



GERMANISCHE SPANGE d. 7. Jhdt. Stasdorf bei Tulln
Rückseite

unter anderem aber im 14. Jahrhundert die Hebung des Weinbaues in Niederösterreich.

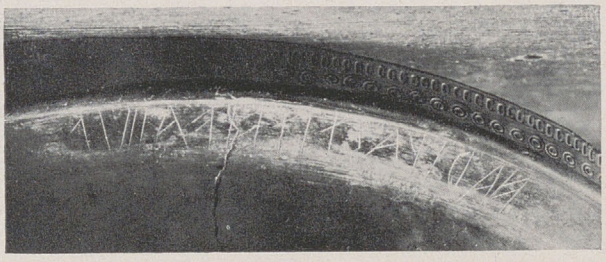
Wir sehen, daß das Auftreten der Germanen und die älteste Entwicklung des Deutschtums in den österreichischen Ländern in allen Zeiten eine immerwährende und unvergängliche Zusammengehörigkeit mit dem Gesamtdeutschtum aufweist. Eine zentrale Führung vermittelte auf Grund von Erfahrung Weisungen und Mittel, während unsere Vorväter ausführten und gestalteten. So war es und so wird es immer sein, wenn sich ein deutscher Gau nicht nur als Bestandteil des Reiches fühlt, sondern sein Schicksal in den Reichsgedanken hineinführen will. Als 1918 das Zweite Reich und die Doppelmonarchie zerfielen, da gab es für die Deutschen in Österreich keine vom Reich losgetrennte Aufgabe mehr, der Anschluß oder vielmehr die Rückkehr ins Reich wurde verhindert, bis am 13. März 1938 Adolf Hitler, der Sohn der österreichischen Ostmark, das vollendete, was der norddeutsche Bismarck begann.

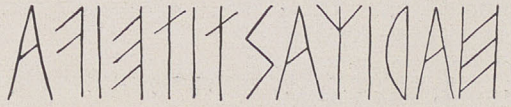
Fritz Eichler und K. A. Nowotny

Der Harigast-Helm von Negau in der Steiermark

Das älteste germanische Sprachdenkmal

Im Jahre 1812 wurden von einem Bauern in einer abgestockten und zum Ackern umbrochenen Waldstelle bei dem südsteirischen Orte Negau im Kreise Luttenberg (jetzt Jugoslawien) zwanzig eherne, mit prächtiger grüner Naturpatina versehene Helme gefunden und einem Kupferschmied verkauft. Als die Behörden davon Kenntnis erhielten, wurde der Fund bis auf drei bereits in andern Besitz gelangte Helme nach Wien eingeliefert. Heute befinden sich zwölf dieser Helme, darunter zwei mit Inschriften versehene, im Kunsthistorischen Museum in Wien, sieben im Joanneum in Graz.





DIE INSCHRIFT des Helmes von Negau

Es handelt sich anscheinend um einen Sammelfund, den ein wandernder Händler an dieser Stelle barg, ohne ihn jemals wieder hervorholen zu können. Daß die Helme gebraucht waren, geht aus mehrfachen, zum Teil von Schwerthieben herrührenden Beschädigungen einiger und aus den von verschiedenen Händen teils eingeritzten, teils eingepunzten Inschriften des einen hervor, die die keltischen Namen mehrerer aufeinanderfolgender Träger dieses Helmes aufweisen; dieser hatte demnach schon mehrere Besitzer, ehe er dem Boden anvertraut wurde.

Mit den in nordetruskischen Schriftzeichen abgefaßten Inschriften hat sich die Wissenschaft von jeher viel beschäftigt. Indessen erst im Jahre 1925 gelang dem norwegischen Sprachforscher Carl Marstrander der Nachweis, daß die Inschrift des zweiten beschriebenen Helmes zwei germanische Namen enthält. Dies ist der bleibende Wert der Entdeckung Marstranders, die auch von seither gegen seine Deutung erhobenen Einwänden unberührt bleibt, Einwänden, die sprachlichen Einzelheiten und der Frage gelten, ob eine Besitzer- oder eine Weihinschrift vorliegt, ob Personen- oder Götternamen zu erkennen sind oder etwa beides.

Die Form und die verwendete Schrift weisen unsern Helm — wie übrigens den ganzen Fund — in die letzten Jahrhunderte vor Beginn unserer Zeitrechnung, als die verschiedenen vom etruskischen abgeleiteten, in den südlichen Ostalpen verbreiteten Alphabete noch nicht endgültig von lateinischer Schrift und Sprache verdrängt waren.

Die Form des Harigast-Helmes (Seite 129) ist in dem ganzen Funde nur zweimal vertreten; von dessen übrigen Helmen mit waagrecht abstehender Krempe unterscheidet sie sich durch den nach unten abgebogenen Krempenrand. Diese Form ist hauptsächlich in Mittel- und Oberitalien verbreitet, von da aus aber auch nordwärts bis in die südlichsten Täler der Ostalpen nachgewiesen, u. a. durch eine in der Prähistorischen Sammlung in Wien verwahrte Bronzestatuette aus Idria. Unser Helm ist aus einem Stück getrieben, der Kopf gratförmig. Über der Kehle sind Palmetten, auf dem Krempenrand Doppelkreise eingepunzt. Die oben

abgebildete Inschrift ist auf der waagrechten Fläche der Krempe eingerissen. Sie kann natürlich, wie ja der andere beschriftete Helm dieses Fundes zeigt, nachträglich hinzugefügt sein.

Es lag nahe, das Vorkommen einer germanischen Helminschrift in dieser Gegend mit einem geschichtlich bekannten Ereignis in Verbindung zu bringen. So hat man an den Einfall der Kimbern gedacht, die 113 v. d. Ztr. ein römisches Heer bei Noreia schlugen und Oberitalien bedrohten. Aber auch schon vorher waren kleinere germanische Volksteile in die Alpen gekommen. Sicheres ist da um so weniger auszusagen, als das Vorkommen des Harigast-Helmes im Negauer Fund gar nicht beweist, daß der germanische Urheber der Inschrift selbst in diese Gegend kam. Der Möglichkeiten gibt es da gar manche: Erst wenn die Sprachwissenschaft entschieden haben wird, ob es sich um eine Besitzer- oder um eine Weiheinschrift handelt, wird man mit einiger Wahrscheinlichkeit im erstern Fall an einen germanischen Söldner in fremdem Heeresdienst, im andern Fall an ein Beutestück denken, das ein germanischer Krieger seinem Gotte weihte, das aber dann zusammen mit Helmen andersstämmiger, darunter keltischer, Krieger als Ware eines wandernden Händlers in die schützende Erde geriet. Der Ruhm, das älteste inschriftliche Zeugnis für das Auftreten von Germanen in den südlichen Ostalpen und überhaupt das älteste germanische Sprachdenkmal vor der Zeitwende zu sein, bleibt der sichere Gewinn.

2.

Auf einem der zwanzig Helme des Fundes von Negau befindet sich eine Inschrift in etruskischer Schrift (die Inschrift B), die von C. J. S. Marstrander, P. Kretschmer und G. Neckel als germanisch erkannt wurde. Die Schriftformen sind eher etruskisch als nordetruskisch und alpin. Wie Germanen dazu kamen, Inschriften in etruskischer Schrift in diesem Gebiete zu hinterlassen, wissen wir nicht. Livius spricht von halbgermanischen Völkern in den Alpen schon für die Zeit des Alpenüberganges Hannibals (XXI 38 — semigermanae gentes).

Die Inschrift läuft von rechts nach links und besteht aus den beiden Worten: harigasti teiva und einigen undeutbaren Strichen.

Am meisten spricht die Auffassung G. Neckels an, der beide Worte als Dative und die Inschrift als Weiheinschrift auffaßt: „dem Gotte (teiva) Harigast". P. Kretschmer liest: „Harigastiz dem Teivaz". Harigast ist ein Odinsname. Teivaz ist jenes wichtige allen Indogermanen gemeinsame Wort, welches so viele Götter bezeichnet: Ziu, Tyr, Zeus, Jupiter, Diana, Dyaus usw.

Das Vorkommen dieses Wortes in altertümlicher Sprachform in der ältesten germanischen Inschrift ist von besonderer Bedeutung. Aus der Verwendung des Wortes in vielen Götternamen, ja für den Begriff „Gott" schlechtweg ergibt sich, daß es eine besondere Bedeutung gehabt hat. Die Wurzel bedeutet „leuchten". Dieses „Leuchten" bezeichnet in der Vorstellung der Alten den göttlichen Wesenskern eines Dinges. Im Kosmos ist dies der „Himmelsgott". Im Orakelwürfelspiel, welches ja nach kosmischen und weltbildlichen Gesichtspunkten gebaut ist, bezeichnet das Wort die Orakel spendende Kraft. Das Würfelspiel heißt altindisch: dyūta; die erste Rune der ersten Art der älteren Runenreihe (die Runen sind ein germanisches Orakel) heißt: tīr.

Ein Fund von zwanzig Helmen, deren einer eine Weiheinschrift trägt, erinnert an den Bericht Cäsars (VI 17). Cäsar berichtet von den Galliern, daß sie die Kriegsbeute nicht verteilten, sondern an einer Stelle zusammengehäuft den Göttern weihten.

Walter Schmid

Die älteste Südgrenze des Deutschen Reiches

Der Teufelsgraben in Bachsdorf bei Lebring

Steiermark hat den Vorzug, mit der deutschen Vorgeschichte ganz besonders verbunden zu sein. Der Zug der Kimbern im Jahre 113 v. d. Ztr. ging längs der Mur durch steirisches Land, vom Süden gegen Norden. In einer siegreichen Schlacht, vielleicht mit den pannonischen Skordiskern müssen die Kimbern große Beute gemacht haben, aus der sie 22 Helme dem helfenden und schützenden Kriegsgotte darbrachten und als Weiheopfer in Negau bei Radkersburg vergruben. Aus diesem Funde ist der älteste germanische Name überliefert: Harigast, Heeresgast ist auf einem Helme eingeritzt. Der Heeresgast kann nur Wodan sein, der Gott des Krieges, der sein Heer als Gast begleitet und in der Schlacht führt.

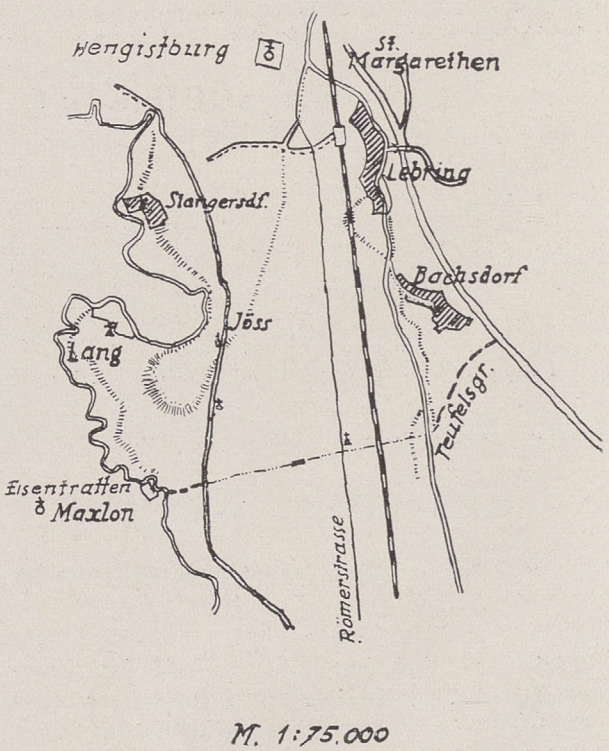
Von Negau, der Weihestätte der Helme, führte der Weg der Kimbern muraufwärts und über den alten Weg des Perchauer-Sattels nach Noreia, der alten Landeshauptstadt von Noricum, in deren Nähe, auf dem Hörfelde die Kimbern im Jahre 113 v. d. Ztr. das römische Heer des Konsuls Cn. Papirius Carbo vernichtend in die Flucht schlugen.

DAS LANDGERICHTSKREUZ *an der Römerstraße*

Aus dem Beginn der frühmittelalterlichen deutschen Besiedelung der Ostalpenländer ist in der Steiermark ein ungemein wertvolles Bodendenkmal im sog. Teufelsgraben in Bachsdorf erhalten geblieben. Nach der Sage soll ihn der Teufel errichtet haben, um das Kapuzinerkloster in Leibnitz zu ertränken. Der durchschnittlich 10,60 m breite und 1,95 m tiefe Graben ist auf beiden Seiten von einem breiten Walle begleitet, dessen 2,80 m breite Wallkrone mit einem dicken Schotterbelag verstärkt ist. Der Wall ist auf beiden Seiten des Grabens vorhanden, stellenweise jedoch durch Kulturen und Wege zerstört, in manchen Teilen auch vollständig verschwunden. Von der alten Murterrasse in Bachsdorf zieht er weithin sichtbar, bis in die Nähe der Reichsstraße, wo er aufhört. Über das Feld ist keine Spur von ihm vorhanden (Versuchsgrabungen haben keine Überreste geliefert), hier wird ein einfacher Zaun oder eine lebende Hecke in der Richtung des in der jetzigen Gestalt aus dem frühen 17. Jahrhundert stammenden Landgerichtskreuzes die Grenze gebildet haben. In guter Erhaltung erscheint der Graben wieder in der Nähe des Laßnitzbaches und ist ebenfalls auf eine längere Strecke gut sichtbar.

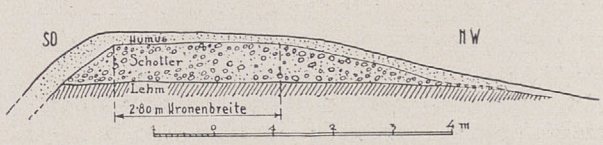
Der Teufelsgraben wird zuerst in der Salzburger Urkunde vom Jahre 877 als Nordgrenze der salzburgischen Besitzungen von Seckau bei Leibnitz erwähnt und hat seither die Grenze zwischen den Herrschaften von Wildon und Leibnitz gebildet, wie aus den steirischen Gerichtsbeschreibungen ersichtlich, und bildet heute noch die Grenze zwischen den Gerichtsbezirken von Wildon und Leibnitz. Seinem Charakter nach ist der Teufelsgraben weder eine vorgeschichtliche noch römische Wallanlage, er gehört zu jenem Typus der altgermanischen Landwehren, wie sie im Bereiche des germanischen Gebietes seit jeher an den gefährdeten Grenzen üblich gewesen. Wie die Landgräben in anderen Ländern, z.B. in Württemberg, wird der Teufelsgraben den Abschluß eines Gebietes bedeutet haben. Kaiser Karl hat derartige Grenzbefestigungen im Norden seines Reiches in Schleswig, im Süden in Friaul und in Pannonien errichtet, ihr System auch bedeutend verändert.

Wann ist der Teufelsgraben entstanden? Das Gebiet der Mittelsteiermark wurde im frühen Mittelalter von den unter der avarischen Oberhoheit stehenden Karantaner Slawen bewohnt. Als die Avaren im Jahre 743 in Karantanien einfielen, rief Herzog Boruth von Kärnten die Bayern zu Hilfe. Herzog Odilo von Bayern vertrieb die



M. 1:75.000

DER TEUFELSGRABEN *Übersichtskarte*



QUERSCHNITT *durch den Wall des Teufelsgrabens*

DER TEUFELSGRABEN *Beginn des Walles an der Murterrasse*

Avaren, zwang aber die Kärntner Slawen und ihre Nachbarn in Mittelsteiermark, die bayrische Oberhoheit anzuerkennen. Zur Sicherung des neu gewonnenen Gebietes wurde die Hengistburg (St. Margarethen bei Lebring) als Mittelpunkt des Gaues errichtet und als Grenze wurde der Teufelsgraben gezogen; das Gebiet von Leibnitz lag noch im Avarenlande und kam erst mit dem im Jahre 796 von Pipin eroberten Westungarn in den Machtbereich des Deutschen Reiches, das in diesem Jahre die Reichsgrenze an die Drau vorschob.

Als Grenzwächter an diesem Wall wurden persönlich freie, aber abgabenpflichtige Leute fremder Herkunft, Romanen, angesiedelt, die Parschalken genannt wurden. Aus ihrer Siedelung Parschalkendorf (Parscalchisdorff in der Urkunde vom Jahre 1126) ist dann durch Verschleifung im Laufe der Jahrhunderte Bachsdorf entstanden.

So haben wir im Teufelsgraben für die Jahre 743—796 eine mehr als 1000jährige uralte südliche Grenze des Deutschen Reiches, einen ehrwürdigen Zeugen der 1000jährigen Verbundenheit und Zugehörigkeit der Steiermark zum Reich, doppelt ehrwürdig heute, da die in Steiermark stets lebendig gebliebene Sehnsucht nach der Wiedervereinigung mit dem Vaterlande sich in so herrlicher Erfüllung verwirklicht hat.

Otto Brunner

Länder und Herrschaften – die politische Grundordnung im mittelalterlichen Österreich

Auf dem Siedlungsboden des Bajuvarenstammes in den Ostalpen und an der Donau sind im ersten Reiche der Deutschen, im 12. und 13. Jahrhundert, jene Länder Nieder- und Oberösterreich, Steiermark, Kärnten, Salzburg, Tirol erwachsen, die zusammen mit dem alamannischen Vorarlberg und dem geschlossenen deutschen Siedlungsgebiet auf altungarischem Boden, dem Burgenland, am 13. März in das Großdeutsche Reich heimgekehrt sind.

Diese Länder hat fürstliche Territorialpolitik im späten Mittelalter zu Gruppen zusammengefaßt. Neben dem Hause Wittelsbach in Bayern steht das habsburgische Haus, das im späteren Mittelalter die eben genannten Länder erwarb. Nur Salzburg vermochte sich zwischen ihnen unter der Herrschaft seiner Erzbischöfe bis 1803 selbständig zu behaupten. Was diese Ländergruppen eint, ist allein das gemeinsame Fürstenhaus, das seinen Besitz vom Reich zu Lehen trägt. Die zeitgenössischen Quellen nennen diese Ländergruppen „Herrschaft", Herrschaft zu Österreich, zu Bayern. Diese Herrschaft scheiden die Quellen genau vom Land. Alle politische Einheit, die über fürstliche Herrschaft hinausgehend Menschen im genossenschaftlichen Verband zusammenfaßt, liegt allein im Land. Land ist neben Reich ein Hauptbegriff mittelalterlicher Verfassung.

Land ist dabei nicht ein abgezogener Begriff „Staatsgebiet" wie in neueren Staatslehren, sondern eine Lebensganzheit, die alle Äußerungen menschlichen Zusammenlebens umfaßt, wie etwa in der mittelmeerischen Welt die „Polis", der antike Stadtstaat. Land ist Siedlungsland, Ackerland, die „Landleute", das „Landvolk" sind Bauern oder über Bauern herrschende Grundherrn. Jedes Land hat sein Recht, das ein „Landrecht" im ganz buchstäblichen Sinne ist. Wie in älterer Zeit jeder germanische Stamm je sein Recht besaß, so nun jedes Land. Darum gibt es ein bayrisches, österreichisches, steirisches, kärntnerisches, tirolisches Landrecht.

Das Landrecht ist das Recht des vollberechtigten Gliedes des Landes, der „Landleute", die freilich nur mehr eine zahlenmäßig geringe Adelsschicht sind. Aber in dieser Welt leben Grundsätze und Grundformen, die nur aus germanischem Erbe verstanden werden können. Diese Tatsache wird allerdings oft verdeckt durch die Übertragung von Begriffen, die vom absoluten und liberalen Staat des 18. und 19. Jahrhunderts abgeleitet sind. Demgegenüber wollen wir die Ordnung des Landes

mit den Worten zu beschreiben suchen, die jene Zeit selbst sich gebildet hat.

Werden Land und Landleute durch das Landrecht zur Einheit zusammengeschlossen, so ist das Verhältnis von Recht und politischem Verband doch ein anderes als im modernen Staat. Das Landrecht ist eine über Herrscher und Landvolk stehende „ewige" Ordnung, natürlicher Ausdruck ihrer Lebensform, die willkürlich nicht geändert werden kann. Es ist kein von den Menschen unterscheidbar zu denkender Staat da, der die Einhaltung des Rechts unter allen Umständen erzwingt. Das Landrecht lebt in den Landleuten und wird von ihnen geachtet, und dieser Zustand des geachteten Rechts heißt der „Landfriede". Wird das Recht gebrochen, so ist der Friede verletzt und dann tritt sein Gegenteil ein, Feindschaft, Fehde. Aber nur in wenigen die Gesamtheit treffenden Fällen greifen die Landleute insgesamt oder der Landesherr ein. Zumeist entsteht nur Feindschaft zwischen Verletzer und Verletztem. Diese Feindschaft wird ausgetragen im Rechtsgang vor Gericht, der ein „Krieg", ein Kampf der Parteien mit Eiden oder Zweikämpfen ist, oder in der Fehde mit Waffengewalt.

Das mittelalterliche Land kennt die Fehde, den Kampf ums Recht innerhalb der Rechtsordnung. Das hat auf die Verfassung des Landes den größten Einfluß. Denn rechtlich handlungsfähig, Vollgenosse im Lande ist, wer voll wehr- und fehdefähig ist. Das ist zumeist allein der Adel. Darum ist er „Herr", der seine Untertanen in „Schutz und Schirm" nehmen, ihr „Vogt", ihr „Pfleger" sein kann. Der engste Bezirk dieser Herrengewalt ist sein Haus. Wer im Hause wohnt, Verwandte, Diener, Gäste, stehen unter der Schutzgewalt, der „Munt" des Herrn. Grund und Boden, die zum Hause des Herrn gehören, stehen in seiner „Gewere". Munt über Menschen und Gewere an Sachen sind beide Schirmgewalt, und diese erstreckt sich auch über die Menschen, die als bäuerliche Hintersassen auf dem Boden des Herrn sitzen. Hier liegt der innere Kern der mittelalterlichen Grundherrschaft vor uns: Man darf sie nicht allein als wirtschaftliches Verhältnis betrachten, als Verhältnis von Großgrundbesitzer und Pächter. Die Zeit spricht ja vom Grundherrn und vom Grund holden. Holde ist derjenige, der in eines Herren Huld, Gnade steht. Darum leistet der Grundholde einen Treueid oder ein Treuegelöbnis. Treue ist ein Verhältnis der Gegenseitigkeit. Der Herr schuldet seinem Holden Schutz und Schirm, die in der mittelalterlichen Welt sehr reale Bedeutung haben, und der Holde dem Herrn „Rat und Hilfe". Rat insbesondere ist ein grundlegendes Baustück der mittelalterlichen Welt: denn Rat ist der Einsatz der ganzen Person im Treueverhältnis. Darum ist Treuebruch Verrat. Aus „Rat und Hilfe" erwächst die Pflicht zu Kriegsdienst und Steuer. Heißt Steuer doch nichts anderes als Hilfe, die dem Herrn in der Not geschuldet wird. So sind Herrn und Holden aufeinander angewiesen. Solange die Herrschaft ihren ursprünglichen Sinn behält, vermag sie daher die schweren Spannungen und Gegensätze, an denen es in der Grundherrschaft nicht fehlt, zu überwinden.

Dieselben Grundbegriffe von Huld, Treue, Schutz, Rat und Hilfe begegnen uns nun aber auch in den anderen Herrschaftsverhältnissen zwischen Lehensherrn und ritterlichem Lehensmann, zwischen Kirchenvogt und geistlicher Grundherrschaft, zwischen Stadtherrn und Bürgergemeinde. Alle diese Gruppen sind dem Hause ihres Schirmherrn zugeordnet, mag die Bindung sich auch angesichts einer stärkeren Wehrfähigkeit allmählich lockern.

Die Gesamtheit der Hausherrn im Lande ist das Landvolk, die Landleute. Sie stehen als Verband zum Landesherrn wieder in Huld und Treueverhältnis. Dies Landvolk leistet dem Landesherrn den Treueid in der Huldigung, er ist zu Schutz und Schirm, die Landleute ihm zu Rat und Hilfe verpflichtet. Der Landesherr steht an der Spitze des Landvolkes als Gerichts- und als Heeresgemeinde. Zur Erfüllung seiner Schirmpflichten steht ihm ein engerer Herrschaftsbereich zu, ritterliche Lehensleute, dann seine eigenen Grundherrschaften, Kirchenvogteien und Städte, die insgesamt als Kammergut bezeichnet werden. Reichen seine eigenen Mittel nicht hin das Land zu schirmen, so muß er das Landvolk um „Rat und Hilfe" ersuchen. Dieses bewilligt ihm dann Steuer und Kriegsdienst, jene Rechte, die den Landleuten in ihrem eigenen Herrschaftsbereich selbst zustehen. So entstehen die Landtage, auf denen sich das Landvolk versammelt, der Adel und dann, aus dem fürstlichen Kammergut sich lösend und den Kreis der Landleute erweiternd, die Prälaten der landesfürstlichen Klöster und die landesfürstlichen Städte, in Tirol auch die bäuerlichen Gerichtsgemeinden der fürstlichen Gerichte. So gliedert sich das Landvolk in Landstände. Wir haben es hier weder mit einer Art von „Volksvertretung" oder „Repräsentation" im liberalen Sinn noch mit einem Ständestaat im Sinne der Romantik und ihrer Nachfahren zu tun. Sagt doch das älteste Schriftstück über einen steirischen Landtag (von 1412) ganz schlicht: „Du solst unser Landvolk um Rat und Hilfe anrufen. . . ."

Wir haben in ganz groben Umrissen die wichtigsten Baustücke des mittelalterlichen Landes zu zeichnen versucht. Es erscheint in den Grundzügen überall gleichartig in deutschen Landen wie hier im Südosten. So tief unterschieden diese mittelalterliche Welt von der des alten Germanien ist, diese ganze Ordnung kann nur aus germanischem Erbe verstanden werden, und zwar gerade in

ihrem Grundgefüge, nicht bloß in einzelnen fortlebenden altertümlichen Erscheinungen.

Der Staat der Neuzeit hat viel von dieser Welt zerstört. Auch er freilich kann nur aus diesen geschichtlichen Grundlagen verstanden werden. Die Habsburger Monarchie aber, der die Lande des deutschen Südostens in der neueren Zeit angehörten, war ein eigentümlich lockeres Gebilde, nie ein festgefügter Einheitsstaat und so leben in ihm die Länder mit ihrem ganzen Wesen bis 1848 ungestörter fort als anderwärts. Ja, in ihrem Landesbewußtsein und als räumliche Einheit dauern die Länder bis in unsere Tage, da nun auch im deutschen Südosten die beiden politischen Grundordnungen der germanischen und deutschen Geschichte „Reich" und „Land" einen neuen und dauernden Sinn erhalten haben.

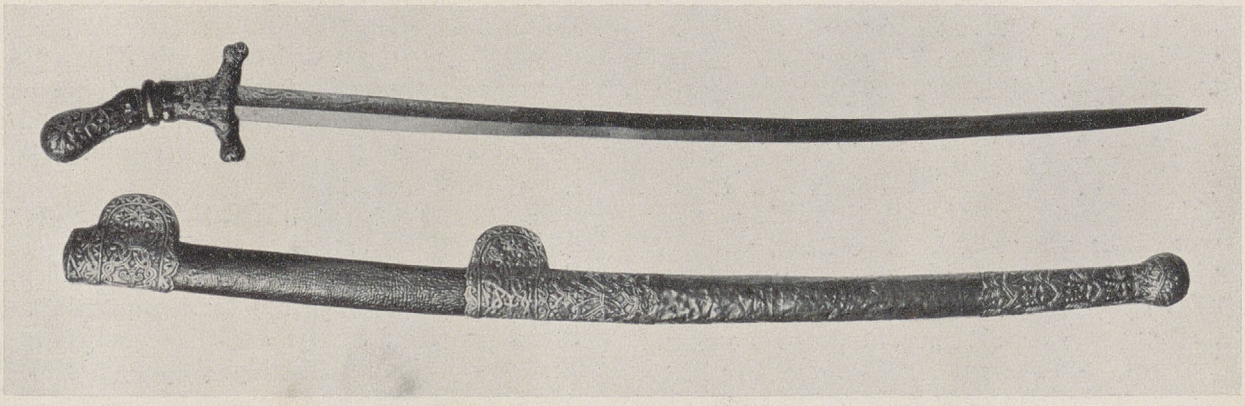
Heinrich Klapsia

Die Reichskleinodien in der Schatzkammer zu Wien

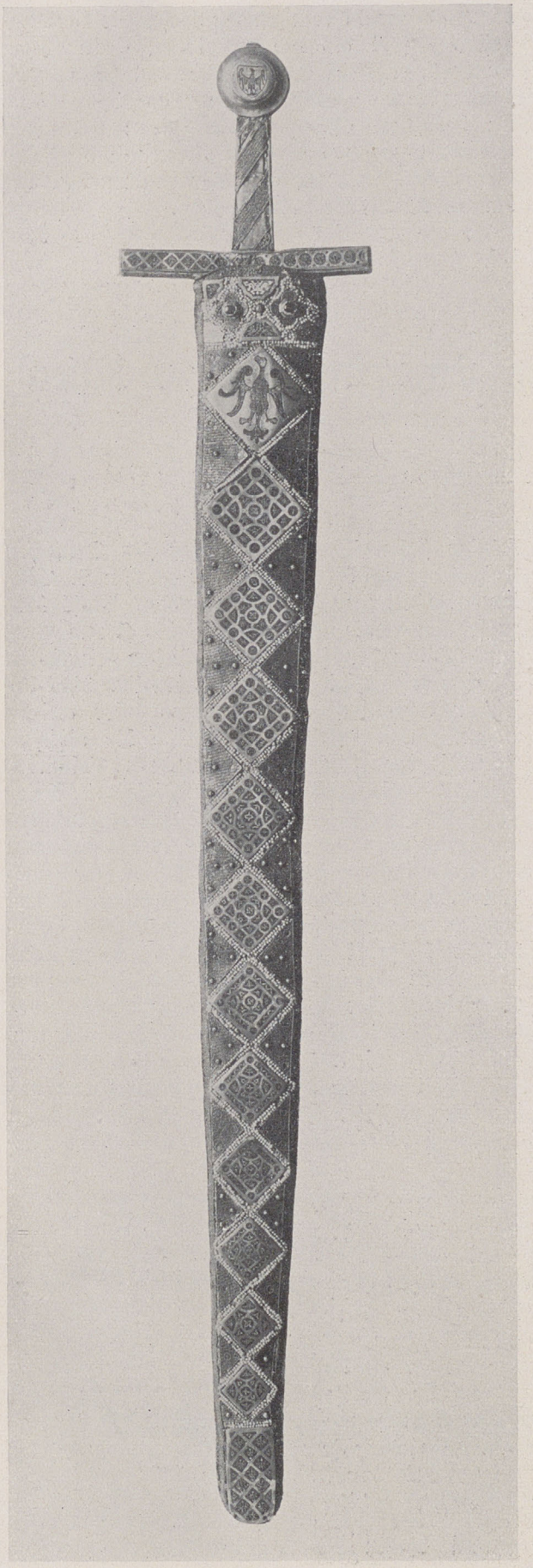
Die zu Wien bewahrten Kaiserinsignien einstiger Reichsherrlichkeit scheinen als wundervoller Zauber weiter zu wirken, als Unterpfand einer ewigen Gemeinschaft.
Adolf Hitler

Als im Spätsommer 1032 König Rudolf von Burgund — sie nannten ihn den „Trägen" — seinen Tod herannahen fühlte, tat er kund, daß seine Krone Kaiser Konrad II. überbracht werden solle. Die Wiedervereinigung Burgunds mit dem Reich sollte solcher Art sinnbildlich zum Ausdruck gebracht werden. Eine der größten Taten während der Regierung Konrads II. fand damit ihren Vollzug. Auch der Kaiser hat diesem Ereignis höchste Bedeutung zugemessen. Fortan gedachte er die Krone Rudolfs von Burgund als Deutsche Kaiserkrone zu tragen. Am 26. März 1027 hatte Konrad sich vom Papst Johann XIX. in Rom zum Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation krönen lassen. Unmittelbar darauf übergab der Herrscher die Krönungsinsignien dem hl. Odilo, der zu dieser Zeit Abt von Cluny war und als solcher unter den Festgästen bei der Feier in Rom zugegen gewesen ist. Dieser aber machte sie 1030 zu Geld, um Armen helfen zu können. So lag es dem Kaiser richtig nahe, sich eine neue Krone zu schaffen. Das Hoheitszeichen des Burgunder Königs schien ihm würdig, nun zur Deutschen Kaiserkrone erhöht zu werden. — Am 6. September 1032 war Rudolf gestorben. Wohl 993, zu seinem Regierungsantritt ist die Krone Burgunds entstanden, sie ist aus acht oben gerundeten Platten gefügt; vier dieser Platten sind dicht besetzt mit gemugelten Edelsteinen, vier andere tragen Emaildarstellungen, welche die biblische Herkunft des Königtums verkünden: Salomon, David, Ezechias und Gottvater. Diese alte Burgundische Krone wurde 1032 unverzüglich erweitert: über der Stirnplatte erhebt sich nun ein Kreuz und ein Bügel wölbt sich von vorne nach hinten. Dieser Bügel — er trägt in Perlen gesetzt den Namen des Kaisers — sollte fortab das Symbol der kaiserlichen Hoheit bleiben. Die Herrschergewalt über das Imperium, ideologisch in der Nachfolge Cäsars und der römischen Kaiser, war hier verkörpert. Das „Erste Reich" steht vor uns auf, schauen wir nachdenklich dieses Zeichen an.

Drei Schwerter wachen vor dem Thron des deutschen Kaisers. Das ehrwürdigste unter ihnen



DER SÄBEL KAISER KARLS



ist der Säbel Karls des Großen. Er wurde bei der Krönung dem Kaiser verliehen, daß er den Ritterschlag erteile. In alter Zeit galt er als Geschenk Harun al Raschids an Karl den Großen. Seine Form, vor allem das Ornament der Beschläge spricht dafür, daß es sich um eine in Südrußland, unter Wikingereinflüssen entstandene chasarische Arbeit aus der Mitte des 9. Jahrhunderts handelt. Daneben steht das sog. Mauriziusschwert. Es gehört der Zeit um 1100 an und wurde bei der Krönung dem Kaiser vorangetragen. Die hölzerne Scheide ist mit getriebenem Goldblech überzogen. Die Königsgestalten dieser Reliefs erinnern an die Grabplatte Rudolfs von Schwaben im Dom zu Merseburg; auf dem hinzugefügten Knauf findet sich das Wappen Otto IV. von Braunschweig, der nach der Ermordung seines Gegenkönigs Philipp von Schwaben durch die Vermählung mit dessen Witwe in den Besitz der Reichskleinodien gekommen war.

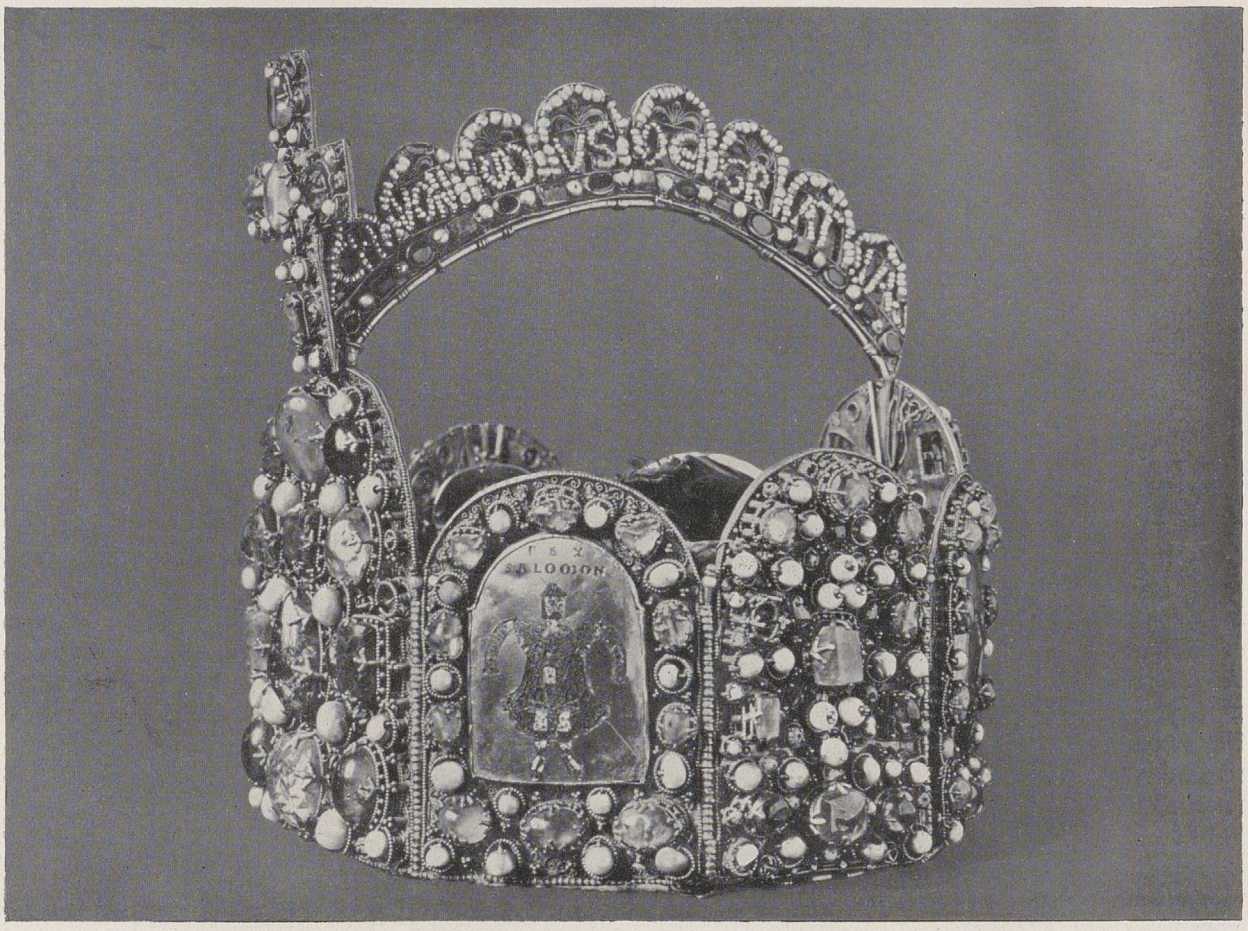
Als drittes gesellt sich dann das „Reichsschwert", das kaiserliche Zeremonienschwert, mit dem die Abgesandten Nürnbergs allezeit bei der Krönung zu Rittern geschlagen wurden. Es stammt aus dem Schatz der Normannenkönige in Sizilien und gehört dem 12. Jahrhundert an. Der Reichsadler auf der Scheide läßt vermuten, daß 1185 Heinrich VI. bei seiner Hochzeit mit Konstanze, der Tochter Wilhelms II., des letzten Normannenherrschers dieses Schwert erhielt.

Unter den festlichen Gewändern des Krönungsornates ist der Kaisermantel das erlauchteste Stück. Aus einer kufischen Inschrift an seinem Rande ergibt sich, daß er 1133 in Palermo für Roger II., König der Normannen, geschaffen worden war; als solcher fiel er dann den Staufenkaisern zu.

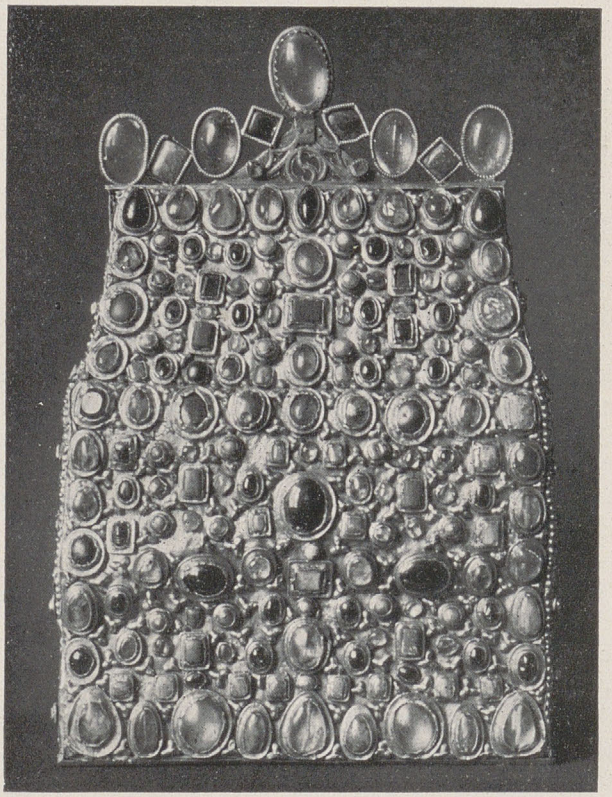
Zwei Stücke des alten Reichsschatzes möchten nicht vergessen werden: das Evangeliar Kaiser Karls und die Stefansbursa. Mit dem Säbel sind diese beiden die einzigen Denkmäler, die aus den Tagen des Frankenkaisers auf uns gekommen sind. Das Reliquiar, in dem die mit dem Blute des Protomartyr Stefanus getränkte Erde aufbewahrt worden war, ist ein goldener, reich mit Edelsteinen besetzter Schrein, der dem Aachener Karolingerschatz zugehörte, ebenso wie das Evangeliar, eine Purpurhandschrift des 9. Jahrhunderts, die um 1500 durch den Hofgoldschmied Maximilians I. mit einem prächtigen schweren Einband versehen worden ist.

Ewig unverrückbar stehen diese Zeichen deutscher Geschichte vor der Nachwelt als Mahnmale, die von der großen Zeit des „Ersten Reiches" künden, von der sittlichen Größe des karolingischen Imperiums und dem Glanze der Hohenstaufen erzählen. Es ist eine merkwürdige Fügung des Ge-

DAS REICHSSCHWERT HEINRICHS VI.



DIE KAISERKRONE DES ERSTEN REICHS
die Krone Konrads II.



DIE STEFANSBURSA

schickes, daß die Krone Konrads II. die letzten 150 Jahre gerade in Wien gehütet wurde. Einmal schon stand sie als Symbol über einem Geschehen, das in unseren Tagen besonders zu uns spricht: die Wiedervereinigung Burgunds mit dem Reiche. Es ist, als ob dieses Heiligtum aller Deutschen als Unterpfand der deutschen Einheit wie eine große Forderung allezeit vor uns stand; — eine Forderung, die die Geschichte unseres Volkes an uns richtete. Ein großer leuchtender Bogen spannt sich über die Jahrhunderte: Burgund, das heimgekehrte, brachte die Krone dem „Ersten Reiche", dem Reiche der staufischen Kaiser; die Ostmark sollte die verlorene in das Reich Adolf Hitlers, das „Dritte Reich", wiederbringen.

Karl von Spieß

Totenbretter

Zeugnisse volkseigener Weltanschauung in Österreich

Die Machthaber des zusammengebrochenen Systems in Österreich, die ohne den Auftrag des Volkes, wider jedes Recht die Führung an sich gerissen und ein schönes Land an den Rand des Abgrundes gebracht hatten, ließen durch gewissenlose Kreaturen die Mär vom „österreichischen Menschen", dem eine besondere Rasse, die „österreichische", eine besondere Sprache, die „österreichische", eigen seien, in alle Weltrichtungen und besonders in die Deutschland nicht wohlgesinnten Länder ausstreuen. Derartige Behauptungen werden allein durch die Geschichte widerlegt. Da aber der Geschichtsunterricht nicht auf die Erfassung des Wesentlichen, auf den Schicksalsgang des deutschen Volkes in allen seinen Belangen eingestellt war und in ein zusammenhangloses Durcheinander von Jahreszahlen, Kriegen, Heiraten und Erbverträgen zerfloß und im Dienste einer Hof- und Leibgeschichte stand, so konnte die Geschichte auch dem Gebildeten, wenn er nicht Sonderstudien betrieb, keine Auskunft auf die genannten Fragen geben, zumal ja gerade die Sendung der Ostmark, des Kerngebietes eines ehemaligen großen Reiches, durch die Hausmachtpolitik des Hauses Habsburg im Laufe der Zeiten um ihren eindeutig festgelegten Sinn gebracht worden war.

Über den angeblichen „österreichischen Menschen" vermag, abgesehen von der Geschichte, die Volkskunde in anschaulicher Weise Aufschluß zu geben. Da zeigt es sich, daß die Menschen der österreichischen Länder zum bayrischen Stammesgebiete gehören, wenn wir von dem alamannisch bestimmten Vorarlberg absehen, daß die Staatsgrenzen nicht natürliche, durch Volkhaftes gegebene, sondern künstliche, dynastische Grenzen waren. Das beweisen schon allein die Hausformen, rein äußerlich betrachtet, dem Auge. Wir wählen aus dem großen Gesamtgebiete bäuerlicher Kultur die Totenbretter, um zu zeigen, daß hinter der Sache eine alte volkseigene Weltanschauung steht, die im Einzelfalle die österreichischen Länder mit dem bayrischen Stammesgebiete verbindet, aber darüber hinaus alle Stämme Deutschlands als eine naturgegebene, durch Rasse, Sprache und Überlieferungswelt bedingte Einheit erkennen läßt.

Wer im bayrischen Walde, im Salzburgischen oder in der Chiemseegegend gewandert ist, dem werden am Rande von Gehölzen, an mächtigen Bäumen, an Kapellen, an Wegrändern Bretter von der Größe eines Menschen mit Inschriften aufgefallen sein, die dem Andenken Verstorbener dienen. An diese Totenbretter knüpft sich ein Brauchtum, das im Aussterben begriffen ist und das uns gegenwärtig dieser Art entgegentritt. Der Sarg, in dem der Tote liegt, wird auf ein Brett gestellt. Nach der festgesetzten Frist, während welcher man nach alter Sitte unter Singen von bestimmten Liedern die Leichenwache hält, wird der Sarg mit dem Brette, auf welchem er stand, zu Grabe getragen und von diesem in die Grube hinabgelassen. Zuweilen wird das Brett auch bloß nebenher getragen. Nach der Beerdigung wird das Brett je nach dem Ortsbrauche ausgestaltet, bemalt, mit einer Inschrift versehen und an dem ihm zugewiesenen Platze zur Erinnerung aufgestellt. Im bajuwarischen Gebiete sind die Holzsärge nicht alt. Selbst in den Städten kannte man sie nicht. So kommen in Nürnberg die Holzsärge erst im 17. Jahrhundert für den allgemeinen Gebrauch auf. Der Tote wurde in ein Leinenlaken eingenäht. Die Leichenfrau, die den Toten zu waschen und herzurichten hatte, hieß danach mancherorts „Einnahterin" oder „Einpackerin". Der Verschiedene wurde auf ein Brett, einen Laden, gelegt und so aufgebahrt. Daher rührt die Redensart: „Er liegt auf dem Brett", „er liegt auf dem Laden", was soviel bedeutet wie „er ist gestorben". Das Brett wurde je nach der Gegend Totenbrett, Leichenbrett, Totenladen, Leichladen (im Salzburgischen), Totenschütt (im westlichen Oberbayern) genannt. Der Dahin-

gegangene wurde in diesem Falle auf dem Brette, auf dem er lag, zur letzten Ruhe getragen und von ihm in das geschaufelte Grab hinabgelassen.

Der Holzsarg und das Totenbrett, zu gleicher Zeit verwendet, weisen auf einen Übergang. Man bedient sich des Neuen, hält aber am Alten fest, nicht nur aus alter Gewohnheit, sondern deshalb, weil ein Brauchtum mit tiefreichender Bedeutung mit ihm verknüpft war. Daß es sich um einen sehr alten Brauch handelt, das bezeugt die mancherorts noch vorkommende Bezeichnung „Re-" oder „Rech-Brett" für das Totenbrett, die über das geschlossene heutige Vorkommen des Totenbrettes und seine Aufstellung weit hinausgeht. So haben wir aus Tirol (Inntal und seinen Nebentälern) und Südtirol (Wälschnofen, Bozen) Belege dafür. Verbreitet ist die Redensart „auf dem Rechbrett liegen" für „tot sein", und eine Bozener Chronik aus den Jahren 1780 bis 1800 berichtet: N. ist sodann auf dem Rechbrödt ausgesetzt worden. Das Wort „Re" ist in der Schriftsprache ausgestorben. Das mittelhochdeutsche Wort rê, althochdeutsch rêo, bedeutet ursprünglich die Leiche. Das Re-Bett ist somit ein Leichladen, ein Totenbrett.

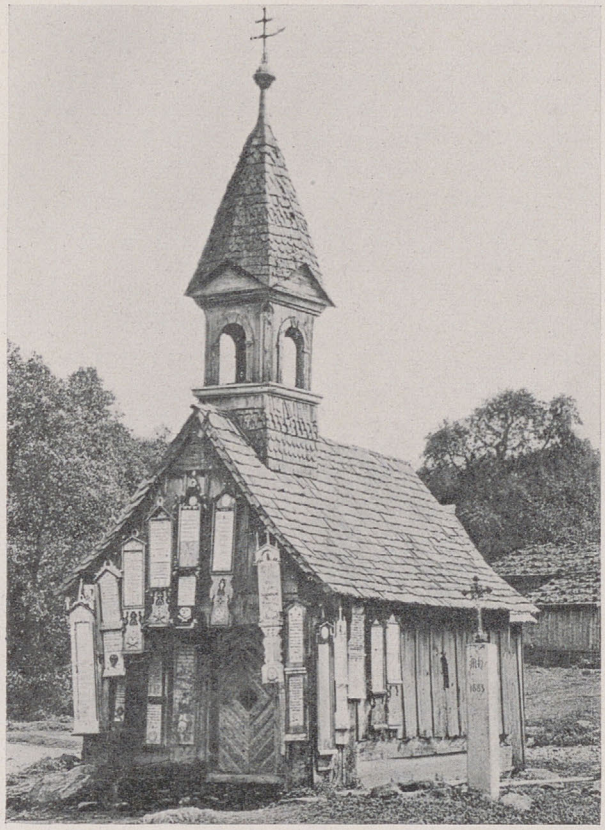
Die Sitte der Totenbretter und das Aufstellen derselben an den genannten Örtlichkeiten zeigt heute eine inselartige Verbreitung. Zwei große getrennte Gebiete kommen hiefür in Betracht. Das eine ist west-ostwärts durch den Lech und die Linie Freising—Tegernsee abgegrenzt, das zweite Gebiet umfaßt Teile der Oberpfalz, den Böhmer Wald, den bayrischen Wald, reicht südwärts zum Chiemsee und erstreckt sich ins Salzburgische und zum geringen Teile auch nach Oberösterreich. Ehedem aber kam dem genannten Brauchtume der Totenbretter, wie wir aus Berichten und Restvorkommen wissen, weit größere Verbreitung zu. Die Totenbretter füllten den Raum zwischen den Inseln im Bayrischen aus, waren in ganz Deutschösterreich zu finden. Daraus geht hervor, daß es sich um einen ausgesprochenen bajuwarischen Brauch handelt, von dem wir zeigen können, daß er weit zurückreicht und die in Betracht kommenden Volksgruppen über zufällige dynastische Grenzen hinaus zu einer natürlichen Einheit verbindet.

Es sei an dieser Stelle vermerkt, daß Totenbretter heute vielfach an Orten vorkommen, wo eine Aufstellung derselben, also ein wichtiger Brauchtumszug, nicht mehr erfolgt.

Schon H. W. Riehl war es auf seinen Wanderungen aufgefallen, daß westwärts des Lechs im Alamannischen keine Totenbretter zu sehen waren. Im Allgäu findet sich die Redensart „man hat ihn in den Bom getan" für „man hat ihn in den Sarg gelegt". Das weist gleichfalls auf eine sehr alte Art der Bestattung, zufolge welcher die Toten in Särge gelegt wurden, die ursprünglich die Gestalt von Baumstämmen hatten. Man hatte zur Herstellung eines solchen Sarges vom Baumstamm ein kleineres Stück als Deckel abgespalten und den größeren Teil ausgehöhlt. Baumstämme dieser Art, herrührend von den Ausgrabungen zu Oberflacht und Zöbingen, finden wir in eindrucksvoller Ausführung im Schloßmuseum in Stuttgart.

SCHÖNE EICHE BEI GROSSAIGN mit Totenbrettern

Man hat aus Bestimmungen der leges Bajuvariorum ein altes Zeugnis für das Totenbrett im volkstümlichen Sinne der Gegenwart heraus lesen wollen. Aber die in Betracht kommende Stelle reicht infolge ihrer Unklarheit nicht aus. Eines jedoch ist mit Sicherheit festzustellen. Bei den Alamannen kennen wir schon in alter Zeit den Sarg, bei den Bajuwaren nicht. Wir werden aber des weiteren sehen, daß wir das Totenbrett bei den Bajuwaren mit vollem Recht in alte vorchristliche Zeit zurückverlegen dürfen. Mit dem Bestattungsbrauche zusammenhängende Totenbretter kennen wir aus den Reihengräbern Bayerns, aus Gräbern in Böhmen vom Ende des 5. Jahrhunderts (Tschelakowitz, Bez. Brandeis an der Elbe). Freistehende Totenbretter, die dem Totengedenken dienen, haben



TOTENBRETTER AN EINER KAPELLE
Prenzing, Bayern

sich aus vorgeschichtlicher Zeit naturgemäß nicht erhalten.

Wenn das Totenbrett heute die Stammesgrenze überschreitet, so ist das darauf zurückzuführen, daß bayrische Familien oder Familienangehörige in fremdes Gebiet kamen und die Sitte dort einbürgerten. Daher finden sich Totenbretter vereinzelt oder in kleineren Inseln auch westwärts des Lechs, im Schwarzwalde, in der Schweiz (St. Gallener und Appenzeller Land), im Erzgebirge und im Braunauer Ländchen an der Grenze von Preußisch-Schlesien.

Das Totenbrett, für dessen Herstellung meist weiches Holz (Fichte, Tanne, Föhre), seltener hartes Holz (Buche, Eiche) verwendet wird, erfährt nach der Beisetzung verschiedentliche Ausgestaltung. Daß man nur drei Kreuze einritzt, kommt selten vor, zumindest werden die Ecken abgeschrägt; zuweilen wird auch ein runder Teil nach Art eines Kopfes herausgesägt und die Seitenränder nach unten zulaufend gestaltet. Das Brett wird in wohlhabenden Gegenden im Sinne der Gotik durch Aussägearbeit geziert oder erhält barocke Umrißlinien. Auch in letzterem Falle sind kopfartige Bildungen zu beobachten. Totenbretter dieser Art in den Wald gesetzt, erwecken im Dämmerlichte den Eindruck einer Versammlung seltsamer Wesen (Böhmer Wald). Die Leichladen erhalten einen Anstrich, dessen Farben für gewisse Gegenden kennzeichnend sind. Im Bayrischen überwiegt die schwarze Farbe, Weiß und Braun halten einander die Waage. Blau ist in Bayern immerhin noch häufig, während Grün, Rot und Gelb stark zurücktreten. Bei ganz wenigen Brettern fehlt der Anstrich.

Die hauptsächlichste Zier der Re-Bretter bildet die Inschrift, die Aufschluß gibt über Leben und Tod des Verstorbenen. Daran schließt sich ein Spruch. Diese Sprüche bieten im allgemeinen wenig Bemerkenswertes, weil sie nicht aus der bäuerlichen Schicht stammen, selten von Lehrern oder Handwerkern herrühren, meist aber gedruckten Büchern, Erbauungsschriften, geistlichen Liederbüchern, entnommen und nach Bedarf umgeformt wurden. Sie handeln vorwiegend von der Vergänglichkeit und der Nichtigkeit des menschlichen Daseins, wobei sich den hochtrabenden Versen oft ungewollter Humor gesellt. Der weltschmerzliche Geist dieser Sprüche steht im Gegensatze zu dem zähen und tapferen Ringen starker Bauerngeschlechter um die Behauptung auf altererbter Scholle.

Selten sind kernige Sprüche wie die folgenden, die nicht die Vergänglichkeit beklagen, sondern bleibende Werte menschlicher Tätigkeit hervorheben:

TOTENBRETTER AM BAUM *Kollingwald, Salzburg*

TOTENBRETTER *Elixhausen, Salzburg*

Meine Kinder, denkt daran, was ich für Euch getan,
Und jetzt kommt die Frag', wie ich Euch erzogen hab.

oder:

Er war der beste Vater, treu und gut,
Und Tag für Tag voll Arbeitsmut. (Oberpfalz.)

Vereinzelt ist die folgende Zwiesprache auf einem Totenbrette des Josef und der Elisabeth Hartl aus dem Mittel-Pinzgau:

„Nun ruht in Gottes Frieden
Ihr liebe Eltern mein!
So hat es Gott beschieden,
Drum füget Euch darein."

„Und wollt Euch nicht betrüben,
Vielliebe Kinder mein!
Wir wollen auch herüben,
Noch Eure guten Eltern sein."

Die Form ist nicht volkstümlich, aber der Inhalt ist es, der eine Verbindung zwischen den Angehörigen der Binnen- und denen der Außenwelt voraussetzt, was uns aus dem festlichen Brauchtume als eine selbstverständliche Tatsache bekannt ist.

Je nach den Mitteln der Besteller wird das Feld des Totenbrettes vom volkstümlichen Maler ausgeschmückt. In dem durch ein schmales Dach geschützten Giebelfelde gewahren wir oft ein Auge in einem Dreiecke über einer Wolke. Es ist das Sinnbild der Dreifaltigkeit, die aus dem Himmelsfenster blickt und ihren Anteil am Schicksale des Verstorbenen bekundet. An Stelle dieses Zeichens steht dann oft das Zifferblatt der Uhr, deren Zeiger die Todesstunde des Verschiedenen angeben. Hier spielt altes, von der Oberschicht vermitteltes Überlieferungsgut herein, was uns besonders klar wird, wenn wir uns die unter dem Namen „Christkatholische Hausuhr" verbreiteten volkstümlichen Darstellungen vor Augen halten (Spieß, Marksteine der Volkskunst, I, S. 112, Tafel 21). Das Zifferblatt ist bei diesen Drucken ein Sinnbild von Zeit und Raum zugleich; in dem Mittelfelde erscheint gleichsam in der Himmelsöffnung die Dreifaltigkeit, nach dem Vorbilde des sogenannten „Gnadenstuhles" ausgeführt, als Herr des Weltgeschehens und als „Herr der Zeit", was uns an das Auftreten der altarischen Schicksalsgestalten im Zeiteinschnitte des Gesamtgeschehens wie in dem des Lebenskreises des einzelnen, also auch in der Todesstunde, gemahnt.

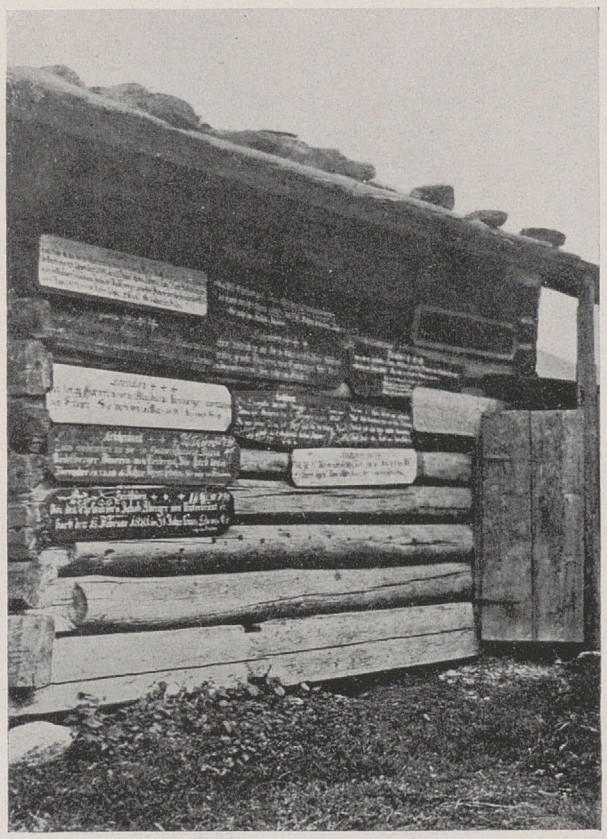
Abgesehen von den üblichen Sinnzeichen wie Kreuz, Namenszug Christi und Mariä, Sanduhr, Totenschädel mit Ähren, seien jene erwähnt, die eine tiefere Beziehung zur Überlieferungswelt haben, wie Kelch und Hostie, die gerade an diesem Orte als Zeichen der Erneuerung an Stelle des volkstümlichen Lebenswassers und der Lebens-

TOTENBRETTER AM FLURKREUZ *Piding, Bayern*

speise sich darbieten, und weiter die geflügelten Wesen, die, den Fylgjen gleich, den Verstorbenen am Ende ihrer Reise sich als schützende Begleiter zu erkennen geben.

Totenbretter, die reich bemalt sind, lassen unterhalb des Giebelfeldes eine Dreiteilung erkennen. Zunächst bietet sich ein Bildfeld mit dem Erlöser am Kreuze oder mit Heiligen, besonders aber jenen heiligen Frauen, wie Barbara, Magdalena, Verena, dar, die an der Paradiesespforte, an der Schwelle zum Jenseits, die anlangenden Wanderer mit himmlischen Erfrischungen erquicken. Hier stoßen wir auf Vorstellungen aus dem volkstümlichen Bereiche.

Auf dieses Feld folgt das mit der Inschrift, und darunter eines, das bildlicher Darstellung dient, das z. B. im Böhmer Waldgebiete einen Totenkopf neben einer umgebrochenen, verlöschenden Kerze enthält. Die letztere weist auf die Vorstellung vom Lebenslichte hin, das uns aus dem Grimmschen Märchen (Nr. 44), wie auch aus dem Brauchtume gut bekannt ist. Hierher gehören ferner der Bericht von Meleagros bei den Griechen und der von Nornagest im Norden, deren „Lebenslicht" auf noch älterer Grundlage durch einen sich im Feuer verzehrenden Holzspan versinnbildlicht wurde.



TOTENBRETTER AN EINER SCHEUNE

Leogang, Salzburg

Haben wir bisher hinreichende Hinweise dafür, daß wir im Totenbrette ein altes stammestümliches Gut zu erblicken haben, so wird dies durch die folgenden Ausführungen noch verstärkt. Dagegen tut es wenig Eintrag, daß das Totenbrett im Laufe der Zeiten manchen Bedeutungswandel durchgemacht hat, so daß es an gewissen Orten nicht dem einzelnen gilt, sondern einer ganzen Familie, daß ein einziges Brett für eine ganze Gemeinde in Verwendung genommen wird, wodurch es die Bedeutung eines Erinnerungszeichens verliert, daß man einen Laden als Totenbrett ausgab, der gar nicht zur Aufbahrung der Leiche gedient hatte, daß das Totenbrett immer mehr zu einem Denkmal für die „armen Seelen" wurde.

Wiewohl gewisse Volkskundler gerade hinsichtlich der Dinge, die mit einem Toten zusammenhangen, nur zu leicht bereit sind, Abergläubisches und Artfremdes herbeizuholen, um ihre Theorien, die gegen das Arteigene unseres Volkes gerichtet sind, zu stützen, gelingt ihnen das in diesem Falle nur in geringem Maße und, wer tiefer zu sehen gelernt hat, weiß, daß es sich nicht um Wesentliches, Ursprüngliches, sondern um Dazugekommenes, Artfremdes handelt. Wir hören etwa, wie ein Tischler sich in den Besitz eines Totenbrettes setzt und dieses bei der Anfertigung eines Bettes verwendet. Der Tote, dem das Brett gewidmet war, erscheint darauf dem, der in dem Bette liegt, und fordert sein Recht. Erinnert diese kurze Geschichte in gewissem Sinne etwa an die vom „dankbaren Toten", so tritt uns in der Meinung, die Seele werde erlöst, wenn mit dem Totenbrette zugleich auch die Leiche verfault sei, ein Aberglaube besonderer Art entgegen. Kaum wird das Totenbrett zu Zauberhandlungen benutzt. So stoßen wir mitunter auf den Glauben, daß man erkennen kann, welche Frauen Hexen sind, wenn man durch das Astloch eines Totenbrettes sieht. Befestigt man ein Stück Holz von einem Totenbrette an einem Taubenschlage oder verfertigt man das Brett mit dem Flugloche daraus, so werden die Tauben daran gehindert, wegzufliegen.

Arteigenes Brauchtum reicht in die Meinung hinein, daß das Wasser, das man unter einem Totenbrette schöpft, heilkräftig sei. Sie geht offenbar darauf zurück, daß das Totenbrett an einem Baume befestigt sei, an dessen Fuß eine Quelle entspringt. Baum und Quelle aber sind Hauptversatzstücke des arteigenen Festbrauches, wie dies durch die Verbote und die Bußordnungen der Kirche seit früher Zeit schriftlich bezeugt wird.

Eine Sage aus Niederbayern berichtet: Ein Jäger, der einstmals nach einem Totenbrette schoß, sah mit Entsetzen den Kopf des Verstorbenen von hinten drohend hervorwinken.

ABB. 7. TOTENBRETTER AM EINGANG EINES DORFFRIEDHOFES IM BAYER. WALD

Man hat guten Grund anzunehmen, daß ein Jäger, wenn er schießt, ein Ziel im Auge hat. Die Vermutung liegt nahe, daß es das Auge Gottes oder der Mittelpunkt des Zifferblattes der Uhr auf dem Totenbrette war, wonach er schoß. Damit ist aber ein Überlieferungskreis gegeben, der als „Schuß nach dem lieben Gott" oder als „Schuß in den Himmel" sich weiter Verbreitung erfreut und in diesem Falle in das rein Dämonische abgesunken ist.

Von großer Bedeutung ist die Art der Aufstellung der Totenbretter. Mit Vorliebe werden sie außerhalb des Einzelhofes oder des Dorfes am Rande von kleinen Gehölzen, die an die Felder angrenzen oder bei Bäumen oder Baumgruppen, die inmitten der Felder stehen, aufgerichtet oder im einfachsten Falle daselbst nur auf den Boden gelegt. Man wählt im Walde oder außerhalb desselben einen Baum, der im Volke besondere Verehrung genießt und nagelt an ihn die Totenbretter der Länge oder der Quere nach an. Das ist eine ursprüngliche und eindrucksvolle Art der Anbringung der Totenbretter. An diesen Orten sind die Re-Bretter der Angehörigen einer Familie, einer Sippe oder der Bewohner einer Ansiedlung, die sich besonders miteinander verbunden fühlen, vereint. Wir unterscheiden demnach Gruppen von geringerer Anzahl, aber auch solche von 100 und mehr dieser Laden.

Eine tiefgreifende Beziehung der Totenbretter zum Baume ist nicht zu verkennen. Die prächtige Eiche zu Haseldorf ist zu Zeiten des Benefiziaten Schlicht, des Verfassers von „Bayrisch Land und bayrisch Volk", von 30 Totenbrettern umgeben, von frischgemalten und halb verwitterten, die teils den Stamm umgürten, teils hoch hinauf angenagelt sind. Heute noch ist die „Schöne Eiche" im Walde bei Groß-Aign mit ihrem mächtigen, tief gespaltenen Stamme und den vielen Totenbrettern, die sie umkleiden, ein eindrucksvolles Denkmal arteigenen Brauchtumes.

Angesichts solcher Zeugen wird die weitverbreitete Überlieferung wach, wonach der Baum, besonders der mit einem Spalt behaftete, ein Tor zur Jenseitswelt ist. Märchen und Sagen berichten davon, daß er die Eingangspforte für diejenigen ist, die das kostbare Gut oder deren Verwahrerin aus der Jenseitswelt holen gehen. Er ist demnach auch das Tor für die Verstorbenen, die sich in die Jenseitswelt begeben. Mit Vorstellungen solcher Art hängt die niederdeutsche Redewendung „hi liggt bi de groten Böm" zusammen. Nach der gleichen Richtung weisen die Zeilen im Harbad-Liede der Edda (44,2), wo es heißt: „Da gibst du den Grä-

bern einen guten Namen, wenn du sie Gehölz der Heimat nennst."

Für den „Baum als Tor zum Jenseits" zeugen gewisse Grabkreuze, die baumartig gestaltet sind und im Stamme ein Türchen haben, wie auch ein baumförmiges schlesisches Grabkreuz, das an dieser Stelle einen Spalt aufweist.

Noch deutlicher knüpft an diese Gedankengänge das „Lignum vitae", der Lebensbaum, auf einem Altarflügel des ehemaligen Bernhardin-Hospitals in Breslau an (um 1500 von einem Breslauer Meister ausgeführt, Kunstsammlungen der Stadt Breslau). Neben dem heiligen Bernhardin (1380 bis 1444) erhebt sich aus einem grünen Wiesenflecke inmitten einer Einöde ein gewaltiger Eichbaum mit Früchten, ein Seitenstück zu dem „allmächtigen" Baume in den Zeugnissen der Märchen und des Brauchtumes. Was uns aus den volkseigenen Quellen geläufig ist, das wird der christlichen Mythographie dienstbar gemacht. In einem mandelförmigen Baumspalte erscheint Maria mit dem Christuskinde, wodurch zum Ausdrucke kommt, daß der Heiland aus der jenseitigen Welt zur Erde herabgestiegen ist, daß er ein Himmelskind ist. Der Baumspalt ist dabei das Tor zu dieser Welt. Über der Erscheinung Marias mit dem Kinde im Baumspalte ist Christus mit Nägeln an den Baum geschlagen. Der Auftritt geht in dieser Welt vor sich. In dem Baumspalte darüber erscheint Christus nackt, nur mit einem Lendenschurze bekleidet, einen roten Mantel übergeworfen. Er trägt die Wundmale am Leibe, hält die Kreuzesfahne und hat die Rechte segnend erhoben. Er ist in der anderen Welt gewesen und kommt noch einmal in diese Welt zurück. Der Baumspalt ist auch in diesem Falle das Tor auf dem Wege vom Jenseits in das Diesseits.

Die volkseigene Überlieferung dieser Art macht uns die Beziehung des Totenbrettes zum Baume verständlich. Es sei noch erwähnt, daß auch denen, die in der Fremde gestorben, im Kriege gefallen sind, Totenbretter gesetzt werden, die in die Vereinigung der Leichladen der Verwandtschaft aufgenommen werden. So haben auch die Leute im Norden ihren nächsten Verwandten, die auf Kriegszügen fern von der Heimat fielen, mit Runen beritzte Gedächtnissteine gesetzt. Von den Langobarden berichtet Paulus Diaconus folgendes: „Zu den Stangen" wird der Ort darum genannt, weil dort einst aufgerichtete Stangen standen, das sind Pfähle, die nach der Sitte der Langobarden aus folgenden Gründen errichtet zu werden pflegten. Wenn jemand irgendwo, sei es im Kriege oder aus einem anderen Grunde, starb, so errichteten seine Blutsverwandten auf der Begräbnisstätte eine Stange, auf deren Spitze sie eine hölzerne Taube setzten, die dorthin gewendet sein sollte, wo der Geliebte gestorben sein sollte, als ob sie wissen könnte, wo der Tote ruhte.

Die Versammlung der Totenbretter stellte somit ursprünglich eine eindrucksvolle Weihestätte der Sippe oder einer Markgenossenschaft dar, eines Verbandes auf der Grundlage gemeinsamen Blutes und einer damit verknüpften Weltanschauung, zu dem auch die in fernen Landen Verstorbenen gehören, was in der Frühzeit bei der Abwanderung der überzähligen Volksgenossen oft genug vorgekommen sein mag. Die Weihestätte liegt bei Quelle und Baum, wo ehedem die volkseigenen Feste gefeiert wurden, bei welchen das Totengedenken, die Totenminne, einen wesentlichen Teil ausmachte. So stark war hier die Macht der Überlieferung, daß die „Bekehrung" an dieser Gepflogenheit auf dem Lande nicht viel zu ändern vermochte. Betrachten wir es richtig, so haben wir tatsächlich zwei Gedenkstätten vor uns, die Weihestätte volkseigener Prägung in Feld und Wald und die nun christliche Begräbnisstätte, den Friedhof, der die Verstorbenen auf Grund eines gemeinsamen Glaubens vereint, der aus der Fremde kam. Die Stätte mit den Re-Brettern hat nun auch christliche Tünche erhalten, aber die ursprüngliche Bedeutung tritt doch nur allzu deutlich hervor. Man bemühte sich, Nichtchristliches durch Christliches zu ersetzen. Man vergesse nicht, daß „die armen Seelen" dabei eine wichtige Rolle spielen, die Vereinigung der Seelen der im Feuer schmachtenden Glaubensgenossen, zu deren Erlösung von ihrer Pein man durch Werke des Erbarmens beizutragen hat. Das sind Vorstellungen, die volkseigener Geisteshaltung vollständig fremd sind, die immer wieder von neuem gelehrt und unter Furcht- und Angsterweckung gepredigt werden müssen. Die Totenbretter stehen bei einer Baumgruppe; nun setzt man ein Kreuz mit dem Heiland dazu. Dann werden die Totenbretter auf dem Felde um den Gekreuzigten geschart, wobei man sich der Legende vom Kreuzholze Christi zu erinnern hat, nach der das Kreuz, auf dem Christus hängt, eigentlich ein Baum, der neue christliche Lebensbaum, ist. Die Legende bezweckt ganz offenkundig eine Angleichung des Christuskreuzes an den nordischen Lebensbaum.

Bonifatius hat aus der gefällten Eiche bei Geismar ein Gotteshaus zimmern lassen. Später, als keine Gefahr mehr droht, ist man etwas duldsamer; man setzt eine Holzkapelle neben den Baum, der ja doch einmal zugrunde geht und verfault, während die Kapelle erhalten und erneuert wird. Und nun rücken die Totenbretter vom Baume auf die Wand der Kapelle, die nun auch, wo sie in Märchen und Sage erscheint, gemäß der christlichen Umwertung mit ihrem Inneren die Außenwelt

bedeutet. Sie ist ja nur ein umgestalteter Baumriese.

Die Totenbretter rücken immer mehr ins Dorf, werden an Scheunen angenagelt und stehen schließlich in großer Ansammlung beim Dorffriedhofe. Zunächst bezeichnenderweise außerhalb desselben. Wenn sie dann einmal innerhalb des Friedhofes an der Innenmauer lehnen, dann hat die ganze Sache angesichts der Gräber ihren Sinn verloren. Aber das war es gerade, was man erreichen wollte.

Wer mit der richtigen Blickeinstellung beobachtet, dem können die Versuche zur christlichen Einebnung eines vorchristlichen Brauches nicht verborgen bleiben, da die Umstellung an den einzelnen Orten verschieden weit vor sich gegangen ist.

Wir haben schließlich noch einer anderen Art der Verwendung der Totenbretter zu gedenken. Sie werden sowohl in gewissen Gegenden in Bayern als auch anderwärts (Tirol) als Stege über kleine Bäche gelegt, wozu noch das Verbot der Benutzung dieser Stege treten kann. Auch dieser Anbringung der Totenbretter liegt alte volkstümliche Überlieferung zugrunde, nämlich der alte Zug des „über die Brücke Gehens". Die Brücke stellt das Verbindungsglied von Binnen- und Außenwelt dar. Wir kennen die Brücke in dieser Bedeutung im Saggute und im Brauchtume (Brückenspiel). Der Brücke, über die Hermodr zur Hel reitet, entspricht die Brücke Tschinwat in Iran. In der Visionsliteratur und in den Jenseitsfahrten des Mittelalters taucht immer wieder die Brücke zum Jenseits auf, die als ein mit Hindernissen ausgestatteter schmaler Steg beschrieben wird, den nur diejenigen unangefochten überschreiten können, die im Leben richtig gedacht, gesprochen und gehandelt haben.

Die beiden Verwendungen der Totenbretter, so verschieden sie auf den ersten Blick sind, gehen doch auf eine gemeinsame Vorstellung zurück, wonach der Tote eine Fahrt nach der Außenwelt anzutreten hat. Die Inschrift eines im Münchener Nationalmuseum befindlichen Totenbrettes vom Jahre 1843 von Prienzing bringt das deutlich zum Ausdrucke:

Das ist ein harte Reiß.
Wenn man den Weg nicht weiß,
So frage die drey Heilige Leuth,
Zeigen dir den Weg zur Seligkeit.

Die Verbindung mit der volkseigenen Überlieferung ist dadurch unmittelbar gegeben. Die „drey Heilige Leuth" entsprechen den drei alten Einsiedlern oder den Tierschwägern oder „Sonne, Mond und Stern" im Märchen, die der Held befragt, weil er den Weg nach seinem besonderen Ziele, das in der Außenwelt liegt, nicht kennt.

Die Haltepunkte des Toten auf seiner Reise in die Außenwelt sind uns in der christlichen Umwertung ausdrücklich bezeugt. So heißt es, daß die Seele des Verstorbenen die erste Nacht bei St. Gertraud verbringt, die zweite Nacht bei St. Michel und in der dritten Nacht dorthin kommt, wo sie es verdient hat (Cod. von St. Florian, 14.—15. Jahrhundert). Die dritte Gestalt ist hier weggefallen.

Der oben genannte Spruch stellt insofern eine frühe Stufe dar, als die erwähnten drei Gestalten noch keine Namen erhalten haben. Ein ähnlicher Fall liegt bei den öfters genannten „heiligen drei Frauen" vor.

Wenn nun unter dem obigen Spruche die heilige Familie im Bilde dargestellt wird, offenbar im Hinblicke auf die „drey Heiligen Leuth", so ist dazu zu bemerken, daß das Bild in keinem inneren Zusammenhange mit dem Texte steht, da von einem weisenden Amte der heiligen Familie nichts bekannt ist. Die heilige Familie wurde nur gewählt, um, wie dies so oft geschah, die genannten drei Gestalten als „christliche" zu rechtfertigen.

Wenn man die volkskundlichen Denkmäler nicht als einen Trümmerhaufen wüsten Aberglaubens betrachtet, dann stellt sich allerorts ein Sinn ein, der nicht hineingetragen wird, der vielmehr aus ihnen spricht, wofern man sich nicht geflissentlich der Tatsache verschließt, daß es einmal eine auf einer festumschriebenen Weltanschauung fußende, nordische Überlieferungswelt gegeben hat, deren Umfang und Größe wir aus den uns überkommenen Resten noch klar und deutlich zu erkennen vermögen.

Schrifttum

Blau, J., Totenbretter in der Gegend von Neuern, Neumark und Neukirchen. Zeitschr. f. österr. Volkskde. 1904.

Brunner, J., Das Totenbrett im Bezirke Cham. Bayer. Hefte f. Volkskde. 1914.

Eysn, M., Totenbretter in Salzburg. Zeitschr. f. Volkskde., Berlin 1898.

Halm, M., Totenbretter im bayr. Wald. Beitr. z. Anthrop. u. Urgesch. Bayerns 1898.

Hein, W., Die Totenbretter im Böhmerwalde. Die geograph. Verbreitung d. Totenbretter. Mitt. d. Anthropol. Ges. Wien 1891, 1894.

Graf Hundt, Der Fund von Reihengräbern bei Gauting in seiner Beziehung zu Tit. XIX. cap. 8 der Leges Bajuwariorum. Sitzungsber. d. bayr. Akad. d. Wissensch. 1886.

Lüers, Fr., Über Totenbretter in Bayern. Heimat u. Volkstum, 11. Jahrg.

Menghin, O., Totenbretter in Südtirol. Zeitschr. f. österr. Volkskde. 1912.

Rieder, O., Totenbretter. Bayer. Hefte f. Volkskde. 1907.

Schnetzer, H., Das Totenbrett. Deutsche Gaue 1910.

Aus der Arbeit des Reichsbundes

Bericht der angeschlossenen Vereine über ihre Tätigkeit im Winter 1937/38

Andernach, Altertums- und Geschichtsverein

Am 15. Februar hielt Dr. Harald Koethe vom Trierer Landesmuseum an Hand zahlreicher Lichtbilder einen Vortrag über das Volkstum der Treverer. Der Grubenbesitzer Milles aus Miesenheim überwies mit Erlaubnis des Bonner Landesmuseums dem Andernacher Heimatmuseum einen Grabfund aus einer Bimsgrube am Eicher Weg in der Gemarkung Miesenheim. Die beiden Gefäße enthielten außer Knochenresten zwei Spangen, ein zusammengeschmolzenes Glöckchen und einen kleinen massiven Kugelanhänger aus Bronze. Der Fund gehört der Zeit um 400 v. d. Ztr. an.

Im Andernacher Heimatmuseum wird demnächst die fränkische Abteilung eingerichtet werden.

J. Schwab

Ansbach, Historischer Verein für Mittelfranken

Führung der Ortsgruppe Ansbach des NSLB. durch die Vorgeschichtliche Sammlung des Kreis- und Stadtmuseums Ansbach durch den Konservator der Vorgeschichtlichen Abteilung, Karl Gumpert.

Größere Grabungen wurden im Auftrage der Gauleitung Bayerische Ostmark (Abt. Heimatpflege) durch den Konservator Karl Gumpert im Oktober 1937 und März 1938 am Hohlstein im Klumpertal der Fränkischen Schweiz durchgeführt. Die Untersuchung ergab eine bis zu 60 cm mächtige Kulturschicht mit mehreren Feuerstellen, zahlreichen mikrolithischen Steinwerkzeugen u. Knochenresten, ferner eine Reihe von Hirschgeweihspitzen, verschiedene Arten Schnecken und viele Holzkohlenreste. Die Grabungen sind noch nicht endgültig abgeschlossen. Die bisherigen Ergebnisse lassen aber annehmen, daß es sich beim Hohlstein im Klumpertal um die größte und bedeutendste Tardenoisienstation Süddeutschlands handelt.

Karl Gumpert

Artern am Kyffhäuser, Aratora, Verein für Heimat-, Sippen- und Volkstum

Folgende Vorträge wurden gehalten: Emil Thierbach sprach allgemein über Vorgeschichte, Ludwig Bange über das gerollte Eisenschwert (Original in der Landesanstalt zu Halle), Ewald Engelhardt über Sonnwend (Abendfeierstunden) unterm lichterhellen Baum des Alls, des Jahres und Lebens, über die altgermanischen Heilszeichen und das älteste Artener Wappen (Merkuragotyp, pars pro toto), über Beilgott, Hammergott u. a.

Durch Kustos Dr. Grimm, Halle u. A. wurden ferner einige Schränke neugeordnet.

Am 26. März konnten durch Ewald Engelhardt in der Krauseschen Kiesgrube am Hutdeckel die nach Frost durch Tauwetter niedergebrochenen Reste eines vermutlichen Hockergrabes geborgen werden, darunter größere Amphore, menschliche Oberarmknochen, kleines Steinbeil, kleines Speisegefäß.

E. Engelhardt

Bad Freienwalde (Oder), Geschichtsverein für den Kreis Oberbarnim

Die Museumstätigkeit für die vorgeschichtliche Abteilung beschränkte sich hauptsächlich auf Bergungs- u. Orientierungsarbeiten.

Besichtigt wurde zu diesem Zwecke die Fundstelle eines kaiserzeitlichen Gefäßes in Wriezen auf dem Molkereigrundstück am Hafen, ferner eines gleichartigen Gefäßes in Altbliesdorf und drittens eines Gräberfeldes der Lausitzer Kultur in der Stadtforst zu Wriezen. Die Gefäße und Gefäßreste kamen ins Museum. Kürzlich konnte in Neuenhagen ein Vorratsgefäß als Scherben mit anhaftenden Getreidekörnern geborgen werden und dazu aus allernächster Nähe eine ca. $^1/_3$ m lange Holzsichel (Eisenzeit), während an einer andern Stelle im gleichen Dorfe vom Dünensande freigeweht eine Herdstelle offen daliegt, die mit ihrer Umgebung noch der genaueren Untersuchung auf Wohngebäudespuren (Pfostenlöcher) harrt.

Einige Schulführungen im Museum betrafen auch die vorgeschichtliche Abteilung. Endlich fand vor den Mitgliedern der Freiw. San.-Kolonne am 15. November 1937 durch den Unterzeichneten ein Lichtbildervortrag über das Gräberfeld Altranft mit dem Göritz II-Typus statt.

Nicht unerwähnt sei zum Schluß die Bemühung bei der Verwaltung des Kreises Oberbarnim um ein neues Museum, da das alte viel zu klein und eng geworden ist.

Sanitätsrat Dr. Fiddicke

Bautzen (Sachsen), Gesellschaft für Vorgeschichte und Geschichte der Oberlausitz

An Vorträgen wurden gehalten:

12. Oktober 1937: Marx, Die Oberlausitz und der Zug nach Osten.
9. November 1937: Lehmann, Vorführung vorgeschichtlicher Funde vom Bauplatz der Reichsautobahn.
21. Dezember 1937: Ritter: Die Indogermanisierung Europas.
1. Januar 1938: Ritter, Die Völkerwanderung der Indogermanen und Germanen (Hauptversammlung).
15. Februar 1938: Dr. Petersen-Breslau, Germanisch-slawische Auseinandersetzungen vor der Wiedereindeutschung des altgermanischen Siedlungslandes.

Am 26. Oktober 1937 Besichtigung der Ausstellung der Landesbauernschaft Sachsen: 5000 Jahre Kultur in Sachsen (Bautzen).

Über Ausgrabungen liegt ein Bericht des Vertrauensmannes für Bodenaltertümer, F. Lehmann, vor. Seine Arbeit bestand hauptsächlich in der Leitung zahlreicher Ausgrabungen auf der Reichsautobahn und der Anfertigung der dazu nötigen Berichte, Lichtbilder und Einzelzeichnungen. Nachdem die Grabungen auf dem großen Fundplatz „Lerchenberg" bei Bautzen, der 110 Grab- und Siedlungsfunde gebracht hatte, beendet waren, weitete sich die zu überwachende Strecke auf 20 km aus von Burk bis Uhyst. An der Seidauer Bahn wurde ein großer Siedlungsplatz der Jüngeren Bronzezeit freigelegt. An mehreren Stellen konnten burgundische Gräber und Siedlungsfunde gehoben werden. Auch bronzezeitliche frühdeutsche und Münzfunde kamen zutage, ferner Reste von schnurkeramischen Gefäßen.

Aus den Bohrlöchern der Brückenfundamente der Spreebrücke „Zur Lausitzer Pforte" kamen aus 6 m Tiefe Zähne vom Torfrind und Torfschwein herauf, aus den Druckkammern unter der Spree ein Kelch, mittelalterliche Tonware und eine merkwürdige, eiserne Gabel. Der Südhang des ersten Hügels östlich vom Abgottfelsen enthielt eine Menge mittelsteinzeitlicher Feuersteingeräte. Die Probelöcher von Burk bis Gröditz enthielten vorgeschichtliche Scherben und Knochen und lassen die Hoffnung auf weitere Funde zu. Auf der Reichsautobahnstrecke im Westen Bautzens stießen wir auf Gräber und Siedlungen der Lausitzer Kultur bei Pietzschwitz, Koblenz und Uhyst. Bei Pannewitz wurde ein slawischer Siedlungsplatz festgestellt. Soweit die Funde auf der Reichsautobahn.

Der große Fundplatz der Lausitzer Endstufe auf dem Bautzner Schießberge brachte aus 70 bis 90 cm Tiefe wiederum 6 reich ausgestattete Gräber. Auf dem Fabrikhofe einer

Bautzner Eisengießerei bargen wir die Reste von 3 Gefäßen vom Göritzer Typus.

Im letzten Halbjahr war ein Fundhelfer dauernd voll beschäftigt. In der großen Ausstellung Schule—Volk—Heimat, die der NSLB. Kreis Bautzen veranstaltete, erhielten die Veröffentlichungen der Gesellschaft für Vorgeschichte und Geschichte der Oberlausitz zu Bautzen und Bilder und Karten aus dem Arbeitsgebiete des Vertrauensmannes für Bodenaltertümer einen gebührenden Platz. Führungen durch das Vorgeschichtliche Museum Bautzens und auf die Reichsautobahn fanden statt für die SS und die Görlitzer Geschichtsgesellschaft, Lichtbildervorträge hielt der Vertrauensmann in Bautzen und Kirschau. Dr. Herbach

Bernburg, Verein für Geschichte und Altertumskunde

Drei Vortragsabende wurden veranstaltet. Der erste, am 2. Dezember, stand im Zeichen des 60jährigen Vereinsjubiläums. Der Vorsitzende gedachte kurz der Geschichte des Vereins und der wichtigsten Ausgrabungen (Spitzes Hoch, Pohlsberg usw.). Dann sprach der Unterzeichnete über die Pfalz Werla und den gegenwärtigen Stand der Ausgrabungen daselbst. Studienrat Rosenthal behandelte am 10. März 1938 das Thema: Zur Geschichte unserer Heimat von Christi Geburt bis auf König Heinrich I.

Unser Verein und das Städtische Museum erlitten einen unersetzlichen Verlust durch den Tod des Museumsdirektors Schönemann, der seit Jahrzehnten die Ausgrabungen im Kreise Bernburg geleitet hat.

Birkenfeld (Nahe), Verein für Heimatkunde

In der Jahresversammlung des Vereins vom 6. November 1937 hielt Dr. Dehn vom Trierer Landesmuseum einen Vortrag über „Wallburgen im Trevererland". Museumsdirektor Prof. v. Massow aus Trier sprach über die Zusammenarbeit von Landesmuseum und Heimatmuseum. Der Museumspfleger der Rheinprovinz, Dr. Vogler zeigte in Lichtbildern, wie neuzeitliche Heimatmuseen eingerichtet sind. — Im Laufe des Jahres soll in Birkenfeld ein Kreisheimatmuseum erstehen, das die archäologisch wertvolle Sammlung unseres Vereins als Grundstock erhalten wird, die durch eine volkskundliche und eine geologische Abteilung ergänzt werden soll. Rektor Heidrich

Deggendorf, Heimatverein D. und Umgebung

Im Rahmen des deutschen Volksbildungswerkes hielt Stadtbaurat H. Neubauer eine Vortragsreihe mit dem Thema „Die Vorgeschichte unserer Heimat", die in 3 Abenden und einer Besichtigungsfahrt durchgeführt wurde.

Unter Führung des Berichterstatters wurden den Schülern der obersten Klasse der Oberschule D. einige vor- und frühgeschichtliche Befestigungsanlagen und Siedlungsplätze im Gelände vorgeführt und erläutert.

Neben der planmäßigen Überwachung der Erdarbeiten in den zahlreichen Kies- und Lößgruben wurden die bekannten Siedlungsplätze der jüngeren Steinzeit auf den Lößhöhen verschiedentlich begangen und Scherbenmaterial sowie Steinbeile und Hornsteinklingen aufgelesen.

Durch Notgrabungen geborgen: zerstörtes Hockergrab der endneolithischen Glockenbecherstufe. Verschiedene Brandbestattungen der Urnenfelderstufe mit schöner Keramik und zum Teil reichen Bronzebeigaben. Wohnplatz einer Frühlatène-Siedlung mit Grafitton-Keramik.

Bajuvarische Reihengräber mit Waffen und wenig Schmuck.

Stadtbaurat H. Neubauer

Dessau, Verein für Anhaltische Geschichte und Altertumskunde

Am 13. April 1938 Vortrag mit Lichtbildern: Dr. Knorr-Berlin, Die Ausgrabungen auf der Dornburg a. d. Elbe (wird voraussichtlich veröffentlicht in Heft 14 der „Anhaltischen Geschichtsblätter" 1938/39).

Anfang 1938 erschien Heft 13 der „Anhaltischen Geschichtsblätter" mit ausführlichem Grabungsbericht von: Dr. Nils Niklasson-Göteborg, Eine Ausgrabung auf dem Gelände des früheren Klosters Hagenrode im Unterharz und Prof. Götze-Köthen, Ausführliche Fundberichte zur Vorgeschichte in Anhalt (mit Abb.).

Demnächst Fahrt zur Besichtigung der Großsteingräber in den Kreisen Köthen und Bernburg.

Studiendirektor Dr. Wütschke

Detmold, Naturwissenschaftlicher Verein für Lippe

Im Juli fand ein Ausflug zur Sparrenburg-Heinenburg (bei Bielefeld), zur Ravensburg und nach Euger statt. In Heft XVI der Mitteilungen aus der lippischen Geschichte und Landeskunde findet sich ein Bericht über die Grabungen von Nebelsiek. Ferner werden vor- und frühgeschichtliche Fragen berührt in der Arbeit des Dr. Copei über Heer- und Handelsstraßen im Sennegebiet. W. Meyer

Dillingen, Historischer Verein

Durch Hochschulprofessor Dr. Zenetti wurden die Ausgrabungen in der neolithischen Siedlung bei Lutzingen fortgesetzt. Im Nebelbach fanden sich neolithische Scherben. Bei Faimingen wurde ein römisches Gebäude ausgegraben; am Rand der Kiesgrube bei Hausen wurden 3 Alemannengräber mit Beigaben entdeckt.

Geschenke ans Museum: vorgeschichtliche Scherben vom „Osterstein", mesolithische Hornsteinschläge aus der Lutzinger Gegend, ein geschliffenes Steinbeil, eine bronzezeitliche Axt, ein Sporn aus der Merowinger Zeit.

Dr. Zenetti hielt kurze Referate über diese Funde in den Vortragsabenden vom 15. Dezember 1937 und 4. März 1938.

Am 19. und 20. September 1937 besichtigten ausländische Archäologen, die an der vom Münchner Vor- und Frühgeschichtlichen Institut veranstalteten Studienfahrt teilnahmen, das Museum und Ausgrabungsstätten der Umgebung.

Studienrat F. Pichlmayr

Eisleben, Altertumsverein

Im Sommer des Jahres 1937 hatte der Verein das 25jährige Bestehen seines Museums begehen können. Die Feier war mit der Eröffnung eines neu eingebauten Museumszimmers und der Erneuerung einiger älterer Museumsräume verbunden. Infolgedessen wurden umfangreichere Umstellungen auch der vor- und frühgeschichtlichen Sammlungen des Museums vorgenommen.

Satzungsmäßig hält der Verein alljährlich vier Sitzungen ab und veranstaltet einen Studienausflug in die engere Heimat. Der Ausflug des Jahres 1937 führte in das Unstruttal, wo u. a. das Kloster Memleben besucht wurde und die dortigen Grabungen der Landesanstalt für Volkheitskunde zu Halle nach der alten Kaiserpfalz Gegenstand eines Führervortrags waren. Als Abschluß der Wintertätigkeit war für Anfang April 1938 eine Studienfahrt in das Museum der Landesanstalt und das Geiseltal-Museum zu Halle geplant, der dann infolge der großen Ereignisse in Österreich auf die erste Maihälfte verschoben wurde und demnächst stattfinden soll.

In dem Vortragsprogramm der Volksbildungsstätte zu Eisleben war der Verein mit drei Vorträgen und Führungen im Museum vertreten, in welchen die Teilnehmer durch den Museumsleiter in die deutsche Vor- und Frühgeschichte eingeführt wurden. Daneben war dieser auch einer Anzahl von Schulen bei ihren Museumsbesuchen ein stets bereitwilliger Führer.

Eigene Ausgrabungen sind im letztverflossenen Winterhalbjahre nicht vorgenommen worden. Doch konnten verschiedene, geschenkweise von anderer Seite überwiesene vor-

geschichtliche und frühgeschichtliche Fundstücke den Sammlungen eingegliedert werden.

Museumsleiter C. Rühlemann

Gera, Verein für Vorgeschichte, Sitz Gera

Der Verein hält seine Versammlungen an jedem 2. Dienstag im Monat ab. An Vorträgen und Aussprachethemen wurden geboten, sowie an Funden vorgelegt:

12. Oktober 1937: Bruno Brause: Die Kulturpflanzen der jüngeren Steinzeit. Paul Schlichting: Magdalénien von den Saalebergen bei Rothenstein. Kurt Schmidt: Frühgeschichtliches vom Rittergut Hartmannsdorf. Georg Kemnitz: Die Ulrichsburg bei Ulrichswalde. Bruno Brause: Eine neue mesolithische Fundstelle bei Mühlsdorf. Willy Mißlitz: Einzelfunde von Raaba und Rudelsdorf.
9. November 1937: Bruno Brause: Die Rabsburg bei Papiermühle. Georg Kemnitz: Funde von der Rabsburg. Willy Mißlitz: Eine jungpaläolithische Station bei Gleina.
7. Dezember 1937: Werner Schulz: Der „Kessel" bei Groitzschen, eine frühdeutsche Befestigungsanlage. Paul Hörnig: Die bandkeramischen Siedlungen auf der „Ochsenwiese" und dem „Krautland" bei Ronneburg. Bruno Brause: Klopf- und Reibsteine. Kurt Schmidt: Mittelalterliche Funde von der Burgruine Reichenfels. Willy Mißlitz: Einzelfunde aus dem Stadt- und Landkreis Gera.
9. Januar 1938: Fahrt nach der alten Bischofsstadt Zeitz. Moritzburg. Heimatmuseum. Altstadt. Wallburg und „Kloster Posa". Führung: A. Schamberger, Zeitz und W. Schulz, Tauchlitz. An dieser Veranstaltung nahm der Bund Heimatschutz (Gera) teil.
11. Januar 1938: Jahreshauptversammlung. Weitere Vorträge: Martin Richter: Die Ausgrabungen an der Kniegrotte bei Döbritz. Bruno Brause: Die Flurnamen Wal (für frühdeutsche Befestigungswerke) und Saalicht, Sältscht, Selig.
9. Februar 1938: Professor Dr. G. Neumann-Jena: Die Germanen, ihr Ursprung und ihre Ausbreitung. (Mit besonderer Berücksichtigung ostthüringischer Verhältnisse.)
7. März 1938: Bruno Brause: Tardinoisien auf dem Lasurberge bei Gera-Pforten. Arno Reuter: Die „Burgstatt" bei Staitz. Hans Büttner: Ein Feuersteinbeil von der Cosse bei Thieschitz (Autobahnbau). Werner Schulz: Slawische Wohngruben und unterirdische Gänge in Tauchlitz.

B. Brause

Nachrichten

Sonderlehrgang für Vorgeschichte im Gau Württemberg-Hohenzollern vom 19.—24. April auf der Gauschulungsburg Kreßbronn (Bodensee)

In Fortführung der planmäßigen Schulungsarbeit, die vom Amt für Vorgeschichte zur einheitlichen Ausrichtung aller auf diesem Gebiet tätigen Mitarbeiter in jedem Gau durchgeführt wird, fand in der Woche nach Ostern auf der Gauschulungsburg Kreßbronn ein gut besuchter Lehrgang für den Gau Württemberg-Hohenzollern statt. In einer umfassenden Gesamtdarstellung wurde ein Überblick über die deutsche Vorgeschichte gegeben, in dem besonderer Wert auf die Herausarbeitung der blutmäßigen Grundlage der frühesten Geschichte unseres Volkes gelegt wurde. In 12 Hauptreferaten und 4 Arbeitsgemeinschaften wurde der vorgeschichtliche Stoff durch Reichsamtsleiter Professor Reinerth, Dozent Dr. Tode-Braunschweig und Dr. Hülle-Berlin behandelt. Besonders eingehend schilderte Professor Reinerth die Ergebnisse seiner Ausgrabungen im oberschwäbischen Federseemoor, die den Teilnehmern dadurch besonders lebendig wurden, daß er bei einem Lehrausflug zu dem Freilichtmuseum des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte in Unteruhldingen die wiedererstellten Häuser der Steinzeit und Bronzezeit in allen Einzelheiten zeigen konnte. Der Geburtstag des Führers wurde durch einen Ausflug nach Bregenz besonders gefeiert, wo die Teilnehmer ein eindrucksvolles Bild von den Verhältnissen in der heimgekehrten Ostmark erhielten. Durch diesen Lehrgang ist auch im Gau Württemberg-Hohenzollern eine treue Schar von Mitkämpfern für die vorgeschichtliche Schulung gewonnen worden, die jetzt nach einheitlichen Gesichtspunkten die Arbeit im Gaugebiet aufnehmen werden.

Vorgeschichtstagung in der Wesermarsch

Die diesjährige Tagung der Oldenburgischen Arbeitsgemeinschaft Vorgeschichte des Reichsbundes wird voraussichtlich im Juni in Nordenham stattfinden.

Es ist die 6. Tagung der Arbeitsgemeinschaft. Die vorjährige Tagung fand in Oldenburg statt und stand unter dem Leitwort „5000 Jahre nordwestdeutsche Stammeskunde". Ein Ort der Wesermarsch ist für die diesjährige Tagung besonders geeignet, weil gerade in der Wesermarsch wertvollste vorgeschichtliche Funde gemacht worden sind. Erinnert sei nur an die Freilegung der Einswarder Wurt. Fragen der Besiedlung der Marschen werden im Vordergrund der diesjährigen Tagung stehen.

Hamburger Schriftenreihe zur Vorgeschichte

Von dem Direktor des Instituts für Vorgeschichte und Germanische Frühgeschichte Professor Dr. W. Matthes wird eine wissenschaftliche Schriftenreihe herausgegeben unter dem Titel: „Hamburger Schriften zur Vorgeschichte und Germanischen Frühgeschichte." Als 1. Band erschien kürzlich: Karl Waller, Der Galgenberg bei Cuxhaven. Die Reihe erscheint im Verlage Curt Kabitzsch-Leipzig.

Neuer Fund eines Totenhauses der urgermanischen Zeit

Bei Schuttschur, im Kreise Dannenberg, kamen bei der Errichtung des Edelkieswerkes Urnen zutage. Eine Besichtigung durch das Lüneburger und Lüchower Museum ergab, daß es sich bei den Urnen um Nachbestattungen der jüngeren Bronzezeit in zwei Grabhügeln handelt. Um etwaige weitere Funde zu retten, unternahm das Lüneburger Museum eine Ausgrabung, die einen überraschenden Erfolg brachte. Zuerst wurden noch zwei unberührte Nachbestattungen gefunden. Eine von ihnen war besonders wichtig, weil sie eine Grabform der jüngsten Bronzezeit brachte, die bisher noch nicht beachtet war.

Im zweiten Hügel kam ein Totenhaus zutage. Dieses Totenhaus ist das vierte in Niedersachsen gefundene. Die einzelnen Pfosten des Hauses sind in die Erde gesenkt und sorgsam mit Steinen verkeilt. Die Ausmessungen des Totenhauses betragen etwa 3,5 : 4 m; an jeder Seite sind sechs Pfosten. Funde, die eine zeitliche Bestimmung ermöglichen, wurden in diesem Hause nicht gemacht. Den bisher ausgegrabenen Totenhäusern zufolge möchte man dieses Haus in die mittlere Bronzezeit, um das Jahr 1500 v. d. Ztr., stellen.

Hammer der Steinzeit dem Führer überreicht

Dem Führer wurde neben einer Ansicht seines Heimathauses von der oberösterreichischen Gauleitung als Sinnbild für die Schmiedung des Großdeutschen Reiches ein 4000 Jahre alter Steinhammer überreicht. Der Hammer wurde im Jahre 1933 beim Bau der Mühlbachbrücke an der Eisenstraße bei Steyr gefunden.

Der Führer dankte für dieses Geschenk und übergab das Stück dem Linzer Landesmuseum.

Bedeutsamer Fund aus der Vorgeschichte der Pfalz

Von der Bauleitung der Reichsautobahn in Kaiserslautern erhielt das Historische Museum der Pfalz einen für die Vorgeschichte wichtigen Fund, der beim Bau der Strecke zwischen Kaiserslautern und Hettenleidelheim gemacht worden ist. Die Fundstelle liegt zwischen dem Forsthaus Schorlenberg und der höchsten Erhebung der dortigen Gegend „Hohe Bühl", bei km 77,1. In dieser Gegend verläuft zum großen Teil heute mit der Autobahn zusammenfallend die mittelalterliche Geleitsstraße, von der in den Felsen gearbeitete Hohlwege, Fahrrinnen auf Felsflächen usw. festgestellt werden konnten. Die Autobahn wird auf dieser Teilstrecke von zwei Römerstraßen gekreuzt. Soweit sie in das Gelände der Autobahn gefallen sind, konnten sie nicht erhalten werden. Das eine Stück liegt südlich des „Hohe Bühl" in der Abteilung Kochlöffel und gehört zu einer Straße, die wohl von Worms über Eisenberg und Enkenbach nach Kaiserslautern führte, das andere Stück liegt weiter westlich bei der „Platte" und dürfte zu einer Straße gehören, die von Altrip über Ruppertsberg (Hohburg), Pechsteinkopf, Drachenfels und Frankensteiner Steig nach Enkenbach führte. Beide Stücke waren deutlich als Straßendämme, wie sie für die Zeit der Römerherrschaft bezeichnend sind, erkennbar.

Die Strecke zwischen der Straße Enkenbach-Frankenstein und „Hohe Bühl" hat im Gegensatz zu der westlich davon liegenden Strecke nur wenige Funde ergeben, so einige römische Gefäßstücke vom Forsthaus Schorlenberg sowie einige vorgeschichtliche Gefäßstücke und Mühlsteinreste von der „Platte". Hier liegt auch noch neben der Autobahn ein kleiner Grabhügel. In dieser Gegend kam auch ein äußerlich unscheinbarer, jedoch wissenschaftlich sehr beachtenswerter Fund zutage.

DER NEUFUND VOM „HOHEN BÜHL"
bei Kaiserslautern

In einer flachen Grube lag eine größere Anzahl von durch Menschenhand und durch Feuer absichtlich zerstörter Gegenstände aus Bronze und Eisen. Vor allem handelt es sich um zerstörte Waffen. Aus Bronze sind darunter vertreten die Reste von wenigstens 8 Hohlbeilen (Nr. 6—13), 7 Bruchstücke von Schwertklingen (Nr. 1) und 1 Lanzenspitze (Nr. 4), aus Eisen 1 Lanzenspitze (Nr. 3), eine halbe Schwertklinge (Nr. 2), 1 Tülle (Nr. 19) und mehrere Messer (Nr. 20—22). Außerdem enthielt der Fund die Reste mehrerer Bronzegefäße. Diese waren absichtlich zusammengeschnitten, die einzelnen Teilstücke außerdem zum großen Teil zusammengerollt (Proben Nr. 24—31). Es muß sich wenigstens um 2 Gefäße gehandelt haben, um eine Kanne und um eine Schüssel. Von der Kanne ist noch der eiserne Henkel (Nr. 15), von der Schale sind noch ein Teil des Bronzehenkels und die zugehörigen Henkelhalter (Nr. 14) erhalten. Vielleicht waren es auch mehr Gefäße. Nach der Aussage der Finder lagen die Bronze- und Eisengegenstände unmittelbar beisammen. Dies wird auch dadurch bezeugt, daß sich an einzelnen Bronzegegenständen Eisenrost angesetzt hat, während der Rost der Eisengegenstände vollständig von Bronzeoxyd durchsetzt ist.

Trotz ihrer weitgehenden Zerstörung erlauben die Funde eine genaue zeitliche Beurteilung. Sie gehören einer Zeit an, die in unserem Gebiet zumeist der älteren Eisenzeit (Hallstattzeit), und zwar der sog. Gündlinger Stufe (um 800 v. d. Ztr.) zugerechnet wird. Man bezeichnet diesen Abschnitt öfters auch als jüngere Urnenfelderstufe. Die vorangehende ältere Urnenfelderstufe wird von den einen noch zur Bronzezeit, von anderen bereits zur Hallstattzeit gerechnet.

Wenngleich der Zeitabschnitt, aus dem unser Fund stammt, bereits der Hallstattzeit (ältere Eisenzeit) zugerechnet wird, so sind Eisenfunde aus dieser Zeit in Süddeutschland noch sehr selten. Wenngleich wir aus der Pfalz zahlreiche Grab- und Siedlungsfunde dieser Periode kennen, so konnte noch niemals das Vorkommen von Eisen festgestellt werden. Aus Norddeutschland kennen wir aus dieser Zeit überhaupt noch keine Eisenfunde. Dort wird dieser Abschnitt daher auch noch zur Bronzezeit gerechnet und als Stufe V nach der Einteilung von Montelius bezeichnet. Der Boden des alten Deutschland hat aus dieser Zeit noch keinen Fund geliefert, der eine so große Anzahl von Eisengegenständen enthielt. Reicher an Eisenfunden ist das deutsche Österreich, wo das Eisen früher wie bei uns auftritt.

Fr. Sprater

Handwerkszeug europäischer Völker

Das Hamburgische Museum für Völkerkunde und Vorgeschichte hat aus Anlaß der Handwerkswoche eine sehenswerte Sonderschau „Handwerkszeug europäischer Völker" errichtet, die bis Ende Mai zu sehen ist. Aus den reichen Beständen des Museums wurden die wertvollsten und schönsten Stücke von Handwerkszeug ausgewählt und so geordnet, daß der Beschauer die historischen Entwicklungsreihen des Werkzeuges der einzelnen Handwerkszweige von den Anfängen an verfolgen, auch die Anwendungsarten der Werkzeuge und die fertigen Arbeitserzeugnisse sehen kann. Schwierige Techniken wurden durch Zeichnungen erläutert.

Langobardischer Urnenfriedhof in Mecklenburg

Unter Leitung von Lehrer Bull sind die vom Landesdenkmalpfleger Bastian in Schwerin angeordneten Ausgrabungsarbeiten an der Kiesgrube Pritzier, zwischen Bahnhof und Dorf, in Angriff genommen worden. Der Umfang dieses spätlangobardischen Begräbnisplatzes deutet auf eine sehr dichte Besiedlung hin. Die Urnen stehen so eng beieinander, daß die Grabungsarbeiten nur langsam fortschreiten. Zerstörte Urnen wurden geöffnet und hatten Beigaben von Eisen und Bronze, daneben auch Glasperlen, die zu Frauen- und Kinderschmuck gehören. Bisher sind 140 Urnen geborgen. In einigen Tagen werden die Grabungen vorläufig abgeschlossen. Sie sollen im Laufe des Sommers fortgesetzt werden.

Dietrich Bohnsack, Die Burgunden in Ostdeutschland und Polen. Verlag Kabitzsch, Leipzig 1938. 162 S., 75 Abb., 18 Taf. = Quellenschriften zur ostdeutschen Vor- und Frühgeschichte, Bd. 4. Geh. RM. 10,80.

Das Werk ist ein wertvoller Beitrag zur Frage der germanischen Besiedlung des Raumes zwischen der unteren Oder und Weichsel. Aus der eingehenden Untersuchung des Fundstoffes (Metallgeräte, Schmuck, Waffen, Töpferei) und der Bestattungsformen ergibt sich, daß hier im letzten Jahrhundert v. d. Ztr. ein großer, einheitlicher germanischer Kulturkreis bestand, aus dem später die Burgunder und Rugier hervorgegangen sind. Es ist dem Verfasser gelungen, die zeitliche Folge der Besiedlung und die örtliche Abgrenzung, vor allem die Beziehungen zu den benachbarten Goten und Wandalen, weitgehend zu klären und das bisherige Bild der burgundischen Hinterlassenschaft in vielem zu ergänzen und zu berichtigen. Zum Schluß widerlegt er nochmals den Versuch polnischer Forscher, das Germanentum der spätlatènezeitlichen Kulturen Ostdeutschlands und Westpolens abzustreiten.

Werner Radig, Heinrich I. Der Burgenbauer und Reichsgründer. (Führer zur Urgeschichte, Bd. 14.) Verlag Kabitzsch, Leipzig. 119 S., 60 Textabb., 35 Tafeln. RM. 7,50.

Das Werk Heinrichs I., des Gründers des ersten Reiches der Deutschen, hat erst in den letzten Jahren seine rechte Würdigung erfahren. Professor Radig hat durch Zusammenstellung der schriftlichen Überlieferungen mit den Bodenfunden und den Ergebnissen der Burgenforschung, die ihn seit einem Jahrzehnt beschäftigt, einen neuen Weg beschritten, jenes große Geschehen vor 1000 Jahren vor uns lebendig werden zu lassen. Er behandelt kurz alle Ereignisse von der Königswahl bis zum Tode des Herrschers und schließt mit dem Bericht über die Wiederauffindung seiner Gebeine in diesem Jahre. Aus unscheinbaren Funden, Mauerresten und Gräbern entrollt sich ein anschauliches Bild von Heinrichs Taten: der Bau der Burgen und Pfalzen, die Kriege gegen die Slawen mit der Einnahme von Brandenburg und Prag, der Ungarnsieg bei Riade und die Sicherung der Nordgrenze durch den Zug nach Haithabu. Das Buch zeigt die deutschen Ostlande als Schöpfungen von Heinrichs Zügen gegen die Slawen und seiner einzigartigen Burgenverfassung, durch die er die Voraussetzungen für die bäuerliche Wiedergewinnung dieses Lebensraumes geschaffen hat. Die Untersuchung ist ein neuer Beweis dafür, daß die Vorgeschichtsforschung berufen ist, an der Lösung wichtiger Probleme der mittelalterlichen Geschichte entscheidend mitzuwirken.

Wilhelm Füßler, Geschichte des deutschen Volkes für die deutsche Jugend. 1. Teil: Von der Urzeit bis zum Ende des Mittelalters. 21.—35. Tausend. Verlag Emil Roth, Gießen 1938. 128 S., viele Textabb., 16 Tafeln. RM. 1,20.

In der vorliegenden Neuauflage des Bandes sind auf Anregung der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums die Abschnitte bis zum Ende der großgermanischen Zeit neu bearbeitet und vom Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte durchgesehen worden. Die Ausgabe, die den neuen Erkenntnissen der nationalsozialistischen Vorgeschichtsforschung Rechnung trägt und durch zahlreiche Bilder ergänzt ist, kann für den Unterricht empfohlen werden.

Helmut Preidel, Germanen in Böhmens Frühzeit. Verlag Adam Kraft, Karlsbad-Drahowitz 1938. 64 S., 5 Textabb., 16 Tafeln. RM. 2,50; Leinw. RM. 3,80.

Auf Grund der Bodenfunde und geschichtlichen Nachrichten entwirft der sudetendeutsche Forscher einen Abriß der germanischen Frühgeschichte Böhmens, die vom ersten dortigen Auftreten der Germanen im 3. Jahrhundert v. d. Ztr. bis zur Abwanderung der Langobarden über 800 Jahre umspannt. Anschließend wird die altslawische Zeit bis zum Beginn der Niederlassung deutscher Bürger und Bauern im 12. Jahrhundert behandelt. Das Buch ist die erste kurz zusammenfassende Darstellung zu diesem Thema und kann empfohlen werden.

Franz Miltner, Germanische Köpfe der Antike. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, Potsdam 1938. 140 S., 7 Taf. Leinw. RM. 3,80.

In diesem Buch gibt der Verfasser als guter Kenner der Geschichte der Antike eine für einen weiteren Leserkreis bestimmte lebendige Schilderung der großen Germanenführer Ariovist, Armin, Marbod, Civilis, Arbogast, Stilicho, Alarich und Geiserich. In der Darstellung, die manche sonst wenig bekannte Züge enthält, werden die auf den Zusammenschluß der germanischen Stämme gerichteten Bestrebungen der germanischen Heer- und Volksführer und die Gegenströmungen gekennzeichnet. In manchen Einzelheiten, z. B. in der Beschreibung der Landesnatur Germaniens, des Gesellschafts- und Wirtschaftswesens der Germanen, sind die neuen Erkenntnisse der Vorgeschichtsforschung noch nicht ganz berücksichtigt.

Josef Strzygowski, Geistige Umkehr. Indogermanische Gegenwartsstreifzüge eines Kunstforschers. Verlag Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg 1938. 252 S. RM. 5.—.

„Unter geistiger Umkehr verstehe ich eine Vervollständigung der geistigen Abkehr des Deutschen vom lateinischen Humanismus über die Wendung zum Germanischen hinaus zur vollen Umstellung bis auf den ursprünglich seelisch führenden indogermanischen Norden Europas." Dieser Satz, mit dem Strzygowski sein neues Werk einleitet, zeigt am treffendsten in Kürze die Aufgabe, die er sich mit dem Buch gestellt hat. Es enthält 13 nur lose zusammenhängende Aufsätze, in denen der geniale Forscher auf die verschiedensten brennenden Fragen der Kunstforschung eingeht und die alle unter dem Gesichtspunkt der Neuwertung des nordisch-indogermanischen Wesens stehen. Da eine Kennzeichnung und Inhaltsangabe des gedankenreichen Buches in Kürze nicht möglich ist, seien hier nur drei wesentliche Themen hervorgehoben: „Der Glaubensstreit von heute im Spiegel der Forschung über bildende Kunst", „Volksgemeinschaft und Kunstforschung" und „Die Zukunftsverfahren der Forschung über bildende Kunst". Wie Strzygowskis frühere Werke bietet auch dieses viele grundlegende Erkenntnisse und richtungweisende Anregungen, wenn auch manche Gedankengänge und Einzelangaben von der Vorgeschichtsforschung nicht anerkannt werden können. Eine eingehende Auseinandersetzung mit dem Werk muß dem Fachschrifttum überlassen bleiben.

Germanen-Erbe, Heft 5, 1938 enthält Aufnahmen von: E. Beninger, Wien (S. 130—139); F. Eichler, Wien (S. 129, 140); H. Klapsia, Wien (S. 145—147); Deutsche Erde, München 1930/31 (S. 153); Bildverlag Scherl, Berlin (Titelbild); W. Schmid, Graz (S. 142, 143); Mitteilg. d. Anthr. Ges. Wien XXIV (S. 150—152).

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin. Verantwortlich für Anzeigen: Bernhard v. Ammon, Leipzig C 1, Salomonstr. 18b. Tel. 70861. — Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig. Druck: Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale). DA. 5933 I. Vj. 1938 (Pl. 1). Printed in Germany